

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

## Inhalt:

	Seite
Selbsta . . . . .	471
Bischof Grunisch. Von Karl Jenisch . . . . .	482
Shyten. Von Paul Asifé . . . . .	489
Die Landung in England. Von Rudolf Martin . . . . .	491
Tagards als Tyrkizer. Von Heinrich Spiers . . . . .	499
Eberbach. Von Leben . . . . .	503

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.  
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition Berlin SW. 48, WIZAG, Jonsdr. 3a.

Die Hypotheken-Abteilung des  
**Bankhauses Carl Neuburger,**  
 Kommandit-Ges. auf Aktien. Berlin W. 8, Französischestr. 14.  
**Kapital: 5 Millionen Mark**  
 hat eine grosse Anzahl vorz. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Beleihung zu  
 zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.  
 9—4 Uhr.

## Hotel Esplanade

**Berlin** **Hamburg**  
 Neu eröffnete Häuser ersten Ranges  
 — Restaurant im vornehmsten Stil —  
 Grill-room Five o'clock tea

**Neues Schauspielhaus**

Nollendorfplatz

**Grand Hotel Excelsior**

Anhalter Bahnhof

**Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants**

## EXCELSIOR

**Café-, Wein- u. Bier-Restaurant.** Friedrichstrasse 67,  
 Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49

**Hamburg.**

Gänzlich renoviert

**HAMBURGER HOF**

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster  
 Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Feine Französische Küche  
 Neue Direktion.

Alle Waffen  
 sind

staatlich  
 geprüft!



Keilig 2  
 umsonst u. portofrei.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit  
 und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene  
**Schusswaffen** als Jagd- u. Scheibengewehr,  
 automatisch Repetier-Büchsen  
 u. Pistolen, Luftwaffen, Taschen-, Revolver sowie  
 sämtliche Jagdgerätschaften liefert die

**Deutsche Waffenfabrik Georg Knaack**  
 Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 240-241.

## Mädler's Patent-Koffer

Reise-Artikel Hochfeine Lederwaren

**MORITZ MÄDLER**

Leipzig  
 Petersstr. 8

Berlin  
 Leipzigerstr. 101/2

Hamburg  
 Neuerwall 84

Frankfurt a. M.  
 Kaiserstr. 29

Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenu.



Berlin, den 27. März 1909.

## Griselda.

Ulrich Markgraf von Saluzzo, der Enkel Bonifacios del Vasto, dessen Haus in diesem Theil Piemonts, am Ostfuß der Cottischen Alpen, Jahrhunderte lang herrschte, ist ein wunderlicher Kauz. Regentempfind und Regentenrecht kümmern ihn nicht. Vom Lauf der Welt weiß er weniger als das armseligste Bäuerlein. Weiß nicht einmal, daß sein Herrrecht nicht mehr gilt, die Bauern aus der Leibeigenschaft erlöst sind und die Jungfern nicht zu kommen brauchen, wenn der Markgraf sie ins Bett ruft. Nicht einmal dieses ihm Wesentliche. Denn er ist höllisch hinter geschlihten Rücken her, hat in der Lombardei recht wie ein Wüstling gehaust und manchen Zaun, manche Scheuchjherben gespickte Mauer überklettert, um zu einer Magd ins Haus zu kriechen. Das wird, als ein allgemeiner Brauch, nicht so gierig beschwagt wie des Markgrafen Neigung in Pöbelgewohnheit. Er wohnt in einer Gesindekammer, schläft an den Wildfutterstellen im Laub, in wärmeren Nächten auf dem Moos des Waldbodens, isst Speck, Kuhläse oder Kastanien, die er selbst geröstet hat und mit der glühenden Aschenkruste herunterschlingt, und trinkt Wasser oder Leutwein. Wenn Dung geladen wird, hilft er und tritt dann, die Mistgabel über der Schulter, den Duff solcher Arbeit in Hemd und Lederhose, in den Brunnsaal des ehrwürdigen Schlosses, wo die Verwandten ängstlich ihre Sorge bebrüten. Ihre Sorge um die Zukunft der Markgrafschaft. Heirathen will der tolle Christ nicht; stirbt er ohne Weib und Kind, so fällt das Erbe den Agnaten zu, die schon die Hände reiben. Denen gönnt auch Ulrich es nicht. Lieber nimmt er eine Frau ins Haus. Nur, Bettern und Basen, eine, die ihm paßt. Eine, die stark ist, die Arme rühren kann, eine tüchtige Tracht

Brügel erträgt und aus ihrem Schoß derbe Bauernbrut gebiert. Nicht Zierpüppchen: vierströtige Bengel und stramme Mädels, neben deren urwüchsigem Gefäß der Zeuger wie Konditorgebäck aussieht. Eine Ruhmagd oder andere Landpflanze. Die Maschen des Hausgesetzes, das solche Ehe, als dem Anspruch auf Ebenbürtigkeit zuwider, verpönt, kann kaiserlicher Konsens lockern. Eine Frau Gemahlin mit Damentrecht und Prinzessinallure? Ulrich hält sich die Nase zu. Solche kriegte ihn unter; würde nicht ruhen, bis sie den Aufrechten zum Salonkleiderständer gemacht hätte. Die Ehe, denkt er, ähnelt einer Jagd; der Schlaue sorgt dafür, daß er Hund oder Habicht ist, nicht Hase oder Taube. Holt sich eine stämmige Dirne, die in ihm den Herrn fürchten, das sichtbare Werkzeug der Vorsehung anbeten gelernt hat. Helmbrechts Tochter: Die wär. Der Vater ein unterthäniges, doch durchtriebenes Kerlchen, das früher Nachwächterdienst that und nun auf ererbtem Waldgütchen knapp auskommt. Die Mutter verrückt, aber im Kern gesund. Und Griselda selbst wie die leuchtende Frucht einer Paarung, die Einen vom Riesenvolk einer reifigen Kriegerin einte. Zwanzig; die Bracht eines blonden Schopfes über der blühenden Brust, die auf stattlichem Gewölbe, auf dem Kapitellum fester Säulen ruht, und Arme mit männlichen Muskeln. Ulrich kennt sie. Die Kraft ihres Griffes und den Ruch ihres gelbes Haares. Als sie Klee in den Stall trug, hat er ihr, vor dem Ohr der Mutter, mit frecher Rede zugefetzt, bis sie ihn aus der Zaunpforte stieß und, trotzdem der herbeigerufene Vater ihn als den Markgrafen erkannt hat, Seiner Erlaucht, die sich wieder ins Gehöft zu pflanzen wagt, das zum Trunk erbetene Wasser über den Dickhädel goß. Da hat Ulrich sie gepackt, unterm Auge der Eltern in die Hütte und auf den Heuboden geschleppt und ihr gethan wie anderen Mägden in seiner Brunstzeit. Die also kennt er. Die hat ihm geschmeckt. Die solls sein, muß schon eine Markgräfin ins Schloß, weil ohne Ehefrau ein zum Erbantritt berechtigter Sohn nicht zu haben ist. Zwar hat sie ihn einen Schweinhund genannt, mit Fäusten und Zähnen bedroht, schilt ihn noch jezt einen Schurken und ein Thier, das in ihre Lenden gebrochen sei, und schüttelt sich vor Ekel bei dem Gedanken, von diesem Keiler ein Kind zu tragen. Will sich auch um den Preis eines Vorwerkes nicht zu einem Kuß bequemen und treibt mit dem Kälbermesser Feden weg, der ihr zärtlich nahen möchte. Doch der Markgraf entwindet ihr die Waffe, die alle seidenen Buben geschnitten hat, küßt sie und kürt sie, die sich ohnmächtig sträubt, zum Weib. Uebermorgen hat Saluzzo eine Markgräfin. Schon übermorgen soll Hochzeit sein.

Hochzeit. Der lombardische Adel bestaunt die schöne Braut, die, im Brokatkleid, die markgräflische Krone auf dem jung strahlenden Haupt, ihres

Führers, des Fürsten von Bologna, nicht unwürdig scheint. Aus der Kapelle in den Bankettsaal; von der Brucktafel in den Schlosspark. Markgraf und Markgräfin sind selig; und sagens sehr laut. Festlich gepuhte Landleute bringen Sense, Spaten, Getreidelörner. Nur Griselda kennt die Art und den Namen jedes Fruchtkornes. Nur Griselda weiß die Sense zu wehen, zu brauchen. Während der in Brokat gepresste Arm emsig mäht, umfängt den Geist die Erinnerung an die Welt, in der Helmbrechts Tochter erwuchs, die Lippe raunt uralte Bauernsprüche und die Schwaden fliegen, als solle kein Halm auf dem Ager bleiben. Ulrich weckt die ins Traumland Entrückte und führet sie zur Ruhe ins Grafenhaus. Zur Ruhe? Das Blitterglück dieser seltsamen Ehe hält sich länger blank, als draußen die Lächler erwartet hatten. Der Herr ist gesänftigt, lebt wieder, wie sein Stand es heischt, und jubelt, wenn er im zärtlichen Auge der Frau einen Wunsch liest. Da wölbt sich, einem zweiten Leben Obdach zu gewähren, sacht Griseldens Leib, die Botenspur nahender Mutterschaft wird sichtbar und Ulrich findet die Liebste zwischen Linnen und Garn. Ruß das Kleine nicht Hemdchen und Strümpfchen haben? Dem Markgrafen behagt dieses geschäftige Wesen nicht. Der will kein Kind. Das zwingt, noch bevor es ans Licht schlüpft, den Mann zu schwerer Enthaltbarkeit, schiebt sich zappelnd zwischen die vorher so eng Gepaarten, saugt der Mutter den Nährsaft aus den Brüsten und fordert heulend seinen Theil von ihrem Leben. Das nur Einem doch gehören sollte. Gehören soll. Einem, der theilen nie lernte und der sie schon entweihet wähnt, wenn ein anderer Mund ihren Namen spricht. Ein Arzt soll ihre Wehen bewachen? Auf der blonden Weide ihrer Glieder den Blick sättigen? Lieber mag das Kind auf dem ersten Weg straucheln; ersticken. Und wenn es im Licht athmet: weg mit dem Balg! Kagen, die ihre Hand gestreichelt hatte, ließ der Markgraf Gift unters Futter streuen: und soll an ihrem Busen nun ein quarrendes Ding dulden, dessen Durst ihn verdrängt? Nein. In diesem Seelenbereich ist er Monarch und läßt seine Macht nicht kürzen. Die Entstellung des Seelengehäuses kann er nicht hindern; will aber den Sturm, der solche Zerstörung wirkte, nicht sehen. Der gedeiht wohl auch bei der Ruhme. Schon scharft sich zu dicht um die Geliebte. Vater Helmbrecht, der Lauben und Eier, Sternblumenthes und Brustbalsam bringt, wird von rauhem Wort aus dem Schloß geschickt; doch die Pflegefrauen nisten neben der Markgräfin, der Doktor horcht an der Thür und neugierige Freundschaft guckt in die Fenster. Trat der Thronerbe die Herrschaft an? Ihn kost Griseldens Lächeln; ihm fließt ihre Thräne. Ungeboren: und stark genug, dem Mann die Frau zu entziehen. Wann blinzelt der vom

Vater gehabte Glücksstöcker endlich ins Helle?... Ein Knabe, stark und schön wie die Mutter. Die sieht ihn nicht. Vermißt auch den Gatten drei Wochen lang. Den hat, während die Frau sich in Kindesnöthen wand, die schwangere Phantastie in schlimmere Behen geworfen. Aus Bett der Wöchnerin schleicht er nur, wenn sie fest schläft. Wo ist das Kind? Sie wagt nicht, zu fragen. Auch ihn nicht, da er nach langer Trennung vor der Wachen steht. Wie trüge sie die Antwort, die ihre Hoffnung tötet? Ulrich nimmt sie in seinen Arm; zum ersten Mal betastet der Hauch seiner Rüstern wieder das weiße Fell und den Nähenhelm. Sehnedes Keuchen vereint sie in der Seligkeit langen Kusses, wie einst, ehe hinter ihres Paradieses Pforte der Puls des Kindes zu pochen begann. Wo ist das Kind? Der Willensklammer hat sich die Frage entbunden, die im wunden Schoß einer geängsteten Mutter wuchs und so kalt doch nun von der Lippe fällt, als käme sie aus fremder Kehle. Wo ist das Kind? In erster Umschlingung der Genesenen erste Frage. Genug für diesen Mann; zu viel. Stumm wendet er sich, tost aus dem Saal, flieht ins Waldgebirg hinauf und haust dort, wie in lediger Zeit, mit den Thieren. Dem Ohm, der ihn oben aufstöbert, sagt er, ihm sei vom Schicksal beschieden, allein zu sein. Giebt ihm kein Wort an die Frau mit; dankt nicht einmal für ihren Brief. Reißt nun des Wahnes Binde und entwirrt sich den hangen Zweifeln endlich Gewißheit? Der Markgraf von Saluzzo hat, als ihm im Herbst das Brunsthaar auf der Brusthaut lang geworden war, in geiler Laune eine Bauerndirne gefreit. Jetzt ist er satt; ihn widert die Frucht draller Lenden, die im Stall geschwitzt, seine Heustatt gepollstert haben. Und die Verschmähte soll bleiben? Ohne Kind, ohne Mann? Mit der in Leib und Seele brennenden Kränkungs-schmach mühsig in Brunkzimmern hocken, von dem Gesipp sich bedauern lassen und warten, ob sie dem Herrn je noch reizend riecht? Den Ring vom Finger. Rock und Hemd der Magd her. Die schreitet stolz aus dem Schloß.

Zu den Eltern aufs Höfchen. Da fehlt's an rüstigen Armen und die Birtshschaft geht zurück, seit ein Miethmädchen auf dem Acker lungert. Dahin ist auch von Griseldens Pein arge Kunde gesickert. Das Kindchen ließ der Markgraf töten, weiß doch eben ein Bankert war. Der nimmt nun eine Adelige zur Frau. Hat Helmbrechts Tochter bei Wasser und Brot eingesperrt und nach vier Wochen dann gezwungen, die gräßliche Saufkumpanei nackt zu bedienen und Jedem, der danach schmachte, zu Willen zu sein. So wird's, wenn Bauernfleisch sich anmaßt, blaues Blut in Rothgluth zu hizen. Doch das Leben geht weiter und auch unter Kummerlast darf ein Bauernhirn nicht vergessen, das Heu in die Kaufe zu thun. Grise! da hats schon gethan. Ist unbemerkt heim-

gelehrt und tummelt sich auf dem Gehöft, als sei sie nie weggewesen. Wer an Arbeit gewöhnt ist, flieht zu ihr, wenn das Leid ihm die Gurgel schnürt. Wer in der Herzkammer das Trostlicht verlöschen sah, hält den Müßiggang nicht lange aus. Bei den Eltern ist Arbeit; vom Morgengrau bis ins Dämmern der Nacht. Hier ist ihr Heim; sind ihre unausjätbaren Wurzeln. Die Hand wird sich wieder härten. Des Markgrafen Dheim, der sie ins Schloß zurückführen möchte, scheucht sie mit einem Stein aus ihrer Nähe und trägt ihn, da er sich gar zur Gewaltandrohung aufrafft, auf ihrem Arm vor die Gartenthür. Ins Schloß? Ja: wenn sie gerufen wird, die Treppen zu scheuern. Sonst nie; niemals, um das Almosen adeliger Gunst zu empfangen. Was sie ihrem neuen Stand schuldet? Die zwei Füße hier: Das ist ihr alter Stand. Daß sie von dem wich, nahm ihr die Kraft. Jetzt steht sie wieder auf starken Beinen und ist nur als Scheuermagd dem Herrn noch zu Dienst. Dazu ruft er sie. Ist wüthend ins leere Haus gestürmt und langt nach dem Weib, das ihm entlaufen ist, statt ihn zu suchen, sich wiederzufinden. Seinen Fuß soll sie küssen; dann mag sie ihr Leben lang von der Ziegenweide den Melkeimer in den Kuhstall tragen. Noch ist's der Scheuereimer. Mit dem kommt sie; mit Bürste und Wischlappen in das Schloß, wo sie unter zehn Ronden als Herrin thronte. Ohne die Lammsgeduld, die sie damals entkräftet hat. Ein Waschweib, das ihr über den Mund fahren will, spürt schnell das raube Gewebe des Lappens an der frechen Stirn und dem Schloßpropst, der sie zu christlicher Demuth mahnt, knallt ihre Antwort wie ein Peitschenhieb um die Ohren. Da wird das Kind gebracht und ihr, weil die Amme den Fuß verstaucht hat, auf den Arm gelegt. Sie will es hinauftragen, wankt, stemmt sich röchelnd gegen das Joch so unsäglicher Qual und sinkt an Ulrichs Brust, den der Schrei ihres Herzens herbeigeschreckt hat und der erwachend beschließt, in seines Wesens wärmsten Bezirk neben die Mutter das Kind zu betten. Wessen Fluch hieß mich nur, stöhnt der Markgraf, Dich mit aller erdenklichen Bosheit martern? Sage mir, wie ich büßen muß! Und lächelnd erwidert die in Lumpen gemummelte Markgräfin: Du mußt mich weniger lieben, Geliebter!

Das ist das Schlußwort der Griselda, die Herr Gerhart Hauptmann geschaffen und auf die Bühne des berliner Lessingtheaters gebracht hat. Ein nettes Lustspielwort. Nie hat eine Frau es aus ernstem Empfinden zu einem Manne gesprochen; nie selbst zu einem, der ihr zum Quälgeist und Foltermeister ward. Weniger geliebt sein, um Ruhe zu haben? Aus der Asche weht's so; nicht aus Flammen. Das zierlich zugespitzte Schlußwort eines Eheschwankes. Laßt Euch von Gestelz und Theaterbrokat der Rede nicht narren, Ihr

Wimen. Forsthe, Thespis, nicht lange mit frommem Schauder, wie es Dein Dichter gemeint hat. Nimm Dir aus Deiner Bande ein schönes und starkes Paar, befehl den Beiden, alle kleine Wirklichkeit ihres Lebens für dies eine Mal zu vergessen, und laß, wie auf der Tenne bei altem Stegreiffspiel, sie mit Maul und Faust sich zusammenraufen. Denke auch dran, aus dem krausen Geschnörkel Deines Herrn Poeten Alles wegzuschneiden, was nicht in Deinen Kram taugt. Nicht als Literaturhüter bist Du bestellt, sondern als Spielbereiter. Sollst krumme Stücke gerade recken, ihnen den Wortschwall abzapfen und den Buckel mit Chirurgenkunst operiren, ohne das Rückgrat zu verletzen. Schollenmystik und Klassenkämpferallure kannst Du hier nicht brauchen. Ist darauf besteht Dein Lieferant? Dann gib ihm die Waare zurück. Stockernsthaft hat er's gemeint? Dann, brave Kunsthändlerseele, stimmt nichts in dem Exempel. Warum heißt in Piemont ein Bauer Helmbrecht, schlefelt und hat seine Einzige doch Griselda getauft? Warum läßt er, der auf seine Fö-dasterfreiheit und Bauernwürde pocht, im Eigene, ohne die Hand noch die Zunge zu rühren, die Tochter schänden und schwängern und dienert vor Dem, der ihr's anthat? (Als sie dem Markgrafen nicht Wasser reichen will, flucht er: „Kopfscho! Schwerenothmillion Schwerebrett!“ Als der Markgraf die blonde Beute ins Heu schleppt, sagt er, der gehört hat, daß die Tochter den Räuber würgen und beißen möchte, nur still vor sich hin, Herr Ulrikus habe, wie sein Vater, nie rechten Verstand gehabt.) Warum wählt Ulrich, der sich nur neben ein gehorsam unterthanes Weib bequemen mag, eins, das ihn Schweinhund geisholten, mit Spaten und Messer bedroht hat? Warum galopirt er in eine Ehe, deren Sprossen nur vorher vom Kaiser gewählter Konsens Ebenbürtigkeit und Erbrecht sichern kann, auf so flinkem Gaul, daß der Bote der Majestät mühsam nachhumpeln muß? Warum haßt er, der geheirathet hat, um einen Erben zu zeugen, die Frucht schon im Mutterleib? Bedenkt nicht, daß dem vor der Ehe Gemachten die Agnaten das Thronchen mit triftigem Grund bestreiten werden? Redet um Zwei wie ein gehärteter Kriegsheld und Waidmann, um Drei wie ein schlechtes Magisterbuch, um Vier wie eine enthäutete Hysterika? Wähnt, seiner Trauten einen Triumph zu schaffen, wenn er beweist, daß die zwischen Kuh und Ziege Erwachsene Weizen, Gerste, Leinsaat besser kennt als ein Hofdämchen? Fah Dir, Thespis, ein Herz und sag's dem feinen Kunden feck ins Gesicht. Gesundes Blut bringst Du für diesen Markgrafen nicht in Wallung. Für Griselden? Die trauert ihrer Jungfernschaft nicht inbrünstiger nach als einem Strumpfband, das die Stoppeln ihr vom Knöchel streiften. Schimpft den Ritter, der sie ihr nahm, zwar einen Schurken, ein wildes Thier, dessen Saft sie wie Sauche ausschütten möchte, legt sich, mit dem Ring am Finger,

selig dann aber in sein Bett. Spricht, wie das Kleid ihr befiehlt, nicht, wie ihr der Schnabel gewachsen ist. Im Ragdrock: „Pack' Dich! Du bist ein Schweinehund!“ Im Brokatkleid: „Wie kann man Blumen verwüsten? Ich würde Schen tragen, sie zu betreten, geschweige sie mit einem stählernen Schneidewind niederzumähen.“ Im reichen Hausgewand: „Sage der Mutter, daß ich meinen Gatten und Herrn von ganzem Herzen, von ganzem Gemüth und mit allen Kräften meiner sündigen Seele liebe.“ Wieder im Ragdrock: „Verwünschte Krähe, willst Du wohl Deine Wege gehen? Was? Willst Du mich wohl in Frieden lassen? An Deine Arbeit! Und wenn Du noch aufmuckst, bekommst Du den Holzeimer an den Kopf.“ Wer die Wunderholde allzu ernst nähme, wäre mit seinem Gefühl bald in arg dunkler Wirrnis. Hochstiliges Drama? Legendenspiel? Nichts zu handeln. Ein Schwänklein.

„Man spricht jetzt viel von der Grifeldis des Barons Münch, eines allerdings nicht talentlosen jungen Mannes. Nach diesem ersten Produkt zu urtheilen, glaube ich aber, ihm fehlt, woran es Raupach fehlt: an Richtigkeit der Empfindung, der ersten und nothwendigsten Eigenschaft eines Dichters. Die Richtigkeit der Empfindung besteht in der Fähigkeit, sich durch starke Anschauung in die Gemüthslage eines wahr Fühlenden zu versetzen. Verstand und Phantasie haben dabei eben so viel zu thun wie das Gefühl.“ Das schrieb Grillparzer in sein Tagebuch, als die Grifeldis des Freiherrn von Münch-Bellinghausen, der sich als Schreiber Friedrich Halm nannte, die Burgbühne beschritten hatte. Das Ziel seines Tadels ist kaum noch zu erkennen. Halms Grifeldis geht aus der Ehe, weil sie von ihrem Herrn enttäuscht ward. Jede Mißhandlung hätte sie, Schmach sogar als ihrer Weibheit Schicksalstheil hingenommen. Beweismittel, Wettpreis, Versuchsthierchen will sie nicht sein; kanns nicht. Da sie erfährt, daß sie Weh und Pein nur tragen mußte, weil der Ritter seiner Königin die Engelsgeduld des Köhlerkinds, das er gefreit hat, demonstrieren wollte, wendet ihr Herz sich von ihm. Leibeigene Dienerin ihm zu sein, Sklavin und Spielzeug, wäre ihr unter Qualen noch Wonne gewesen. Das corpus vile, an dem Einer experimentirt, um die Sicherheit seiner Witterung, die Schlaueheit seiner Wahl zu erweisen? Daran stürbe die Selbstachtung. „Aber sie schärfer und schärfer zu prüfen, wählet der Kenner der Höhen und Tiefen Lust und Entsetzen und grimmige Pein“: Das darf nur Mahadöh, der Herr der Erde. Ein Sterblicher, der sein Weib martert, um einer Anderen zu zeigen, was die auf seine Höhe Gehobene sich gefallen läßt, verwirkt auch da, wo „Gehorsam im Gemüth ist“, das Recht auf Liebe. Baron Münch suchte die spigen Problemwinkel und wollte nicht hinter der Mode von 1830 zurückbleiben. Die Legendengrifeldis, mit der Boccaccio und Petrarca, Johann Fiedler und

Hans Sachs ausgekommen waren, paßte ihm nicht. Eine Frau, die sich zwei Kinder aus der Wiege nehmen, sich selbst im Hemd aus dem Schloß jagen läßt, dann, als sie nach Jahren zurückgerufen wird, am Hochzeitstisch aufwartet wie ein dressirter Pudel und in der Gewißheit, daß Alles nur eine von eheherrlicher Willkür über sie verhängte Schulprüfung war, selig wird: das Schauspiel mag beweisen, was dem demüthigen Gehorsam einer gezähmten Eva zuzumuthen ist; taugt aber nicht in die Stimmung des Romantikermorgens. Taugte in die vom Orientalengeist beherrschte Zeit, in der Tertullians Wort nachklang: „Du müßtest, Weib, stets in zerlumptem Trauerkleid einhergehen und Kreuzähren vergießen, dieweil Du der Menschheit Verderberin und die Pforte zur Hölle bist!“ Das so betrachtete, so verachtete Weib darf keinen Willen haben und kann sich nur durch sklavischen, hündischen Gehorsam von der Sündenlast lösen. „De obedientia ac fide uxoria“, von der Ehefrau Gehorsam und Anhänglichkeit: so nennt Petrarca die Novelle, deren gefolterte Heldin in die Heiligenglorie wächst. Er fand wohl, wie vor ihm Boccaccio und nach ihm Geoffrey Chaucer, die dem Landkind auferlegte Prüfung allzu schwer; Evas sühnende Läuterung aber nöthig. Dieser Weltauffassung hat Pierre de Changy in seinem Werk „Livre de l'institution de la femme chrestienne, tant en son enfance que mariage et viduité“ den stärksten Ausdruck gegeben. Bis ins neunzehnte Jahrhundert lebt sie selbst in den hellsten Köpfen. Hört Chamisso's Liebende stöhnen: „Darfst mich niedre Magd nicht kennen, hoher Stern der Herrlichkeit.“ Hört Bürger's Grafen Walter, der sein Mädchen just wie der Marchese di Saluzzo gepeinigt hat, brünstig ächzen: „O nun, o nun, süßsüße Maid, süßsüße Maid, halt ein! Mein Busen ist ja nicht von Eis und nicht von Marmelstein.“ Seht Kleists Räthchen die Probe des Wassers, des Feuers bestehen. Das heiße Fleisch der alten Ritter wollte nicht warten; sorgte zunächst drum für vergnügliche Abkühlung auf dem La-fen und für kräftige Brut und ließ danach erst die Prüfung beginnen. Die neuen Ritter läutern sich langsam das Püppchen heran, das neben ihnen auf dem Psühl ruhen soll. Die piffigen Alten denken: Zum Bettischatz eignet sich ein wildes, zur Hausmutter ein zahmes Weibchen. Die vorsichtigen Neuen: Sigt Eine erst warm, dann ist's, bei unseren Sitten, nicht mehr leicht, sie so willenlos zu machen, wie in Sachsens Komödie die „gedultig und gehorsam Markgräfin“ war. Auch die Heilbronnerin stammt aus Griseldens Samen und ihr Graf Wetter vom Strahl dünkt uns lange fast so unmenschlich grausam wie Boccaccios Piemontese. „Vergieb mir, wenn mein Wort Dich oft gekränkt, beleidigt, meine roh mißhandelnde Geberde Dir zuweilen Weh gethan. Denf' ich, wie lieblos einst mein Herz geeifert, Dich von mir wegzustoßen, und

seh' ich gleichwohl jezo Dich so voll von Huld und Güte vor mir stehn, sieh, so kommt Behmuth, Rätthchen, über mich und meine Thränen halt' ich nicht zurück.“ Er weint; und bereitet, da die Wimper kaum trocken ist, dem holden Kinde doch die bitterste Kränkung. Zu seiner Hochzeit mit Kunigunde soll Rätthchen sich still, aber prächtig puzen. Dann freilich ist's der Proben genug und Theobalds Tochter darf wissen, daß sie selbst zur Braut und Ehegefährtin des Reichsgrafen gekürt ward. Doch vier Jahre vor Rätthchens Geburt hat Achim von Arnim die neue Grifeldis gezeigt, deren Liebe der Quälmeister mordet. Weib, Knecht, Magd, Kuh: die Orientalenordnung gilt nicht mehr; das Menschenrecht ist verkündet und die Frau heißt Achtung ihrer Persönlichkeit. Baron Münch schärft die Spitze; läßt die blanke, nur zum Spah mit Peitsche und Sporn mißhandelte Stute sich bäumen und den Reiter abwerfen. Und Grillparzer, den vor Kleists Werk „ein äußerst widerliches Gefühl anwandelt“, bestreitet dem Freiherrn die Richtigkeit der Empfindung. Meint wohl, ein Mann, der dem Weib seiner Wahl solches Examen erdonnen habe und dennoch mit zärtlicher Gattenliebe prunken wolle, sei nicht von Einem gezeugt, der sich in die Gemüthslage eines wahr Fühlenden versetzen kann.

Was hätte der wiener Raunzer über die Grifelda des Herrn Hauptmann gesagt? Sicher nichts Gutes, wenn er sie im Lessingtheater gesehen hätte. Nicht nur, weil da die Nothwendigkeit, eine Welt der Märchenphantastik zu schaffen, gar nicht erkannt worden ist; auch nicht, weil die Markgräfin einem majestätisch alternden Schießbudenmädchen ähnelt, das in der ostpreussischen Heimath nie reinlich sprechen lernte, und der Markgraf ein dürrer, heiserer Pfälzer ist, der einer Stallbrunnhilde nie die Jungfernzier rauben könnte, und wenn zum Raufen käme, von ihr wie ein frecher Floh geknickt würde. Sondern, weil Alles stockernsthaft genommen wird und in der feierlichen Langeweile, die von der Bühne herweht, die spärlichen Blüthen des Gedichtes verdusten. So geht's nicht. Als ein Drama, das zu ernstem Menschengefühl sprechen will, ist dieses Bilderbündel unmöglich. Was hat die eifersüchtige Wuth auf das Kind (ein Cerebrastränenkugeln, den das Wams eines mittelalterlichen Ritters umschlößt) mit dem Grifeldisstoff zu thun? Der Mann, der seine Frau so heftig liebt, daß er kein Fleckchen ihres Leibes, kein Quentchen ihres Empfindens auch nur ihrem Kind, seinem, gönnt, stammt aus ganz anderer Seelenzone als einer, dem Pein und Geduldprobe Erziehungsmittel sind. Kann diese Markgräfin je vergessen, was der Markgraf der Jungfer Helmbrecht that? Herrulaune hat sie vereint; Mißverstand trennt sie. Er wähnt, sie liebe nur noch den Schötkling, nicht den Befruchter mehr; sie glaubt, er sei des Bauernfleisches satt und hasse den der Nabelschnur entbundenen Bankert. Als

sie nach langer Entbehrung einander wieder umschlingen, denkt er nur an Schenken, sie nur an Küssen. Geschenke und Küsse heilen jede Wunde: Lustspielmoral. Einem Mißverständniß, daß die erste Stunde zärtlichen Bestammelns nicht überdauern könnte, soll unsere Thräne fließen? Vernunft macht uns störrig. Die Beiden, merken wir, sind gar nicht verheirathet; gehen hinter der bemalten Leinwand verschiedene Wege; waren nie unter vier Augen allein; könnten, auch wenn der Schoß der Frau unfruchtbar bliebe, niemals mit einander hausen. Von einem Geschlechterschwank hätte selbst Grillparzer nicht in jedem Wesenszug „Richtigkeit der Empfindung“ verlangt. Das Zerrbild einer Legendenwelt müßten wir schauen. Einer wünscht sich ein frommes Haushierchen und freit ein Riesenfüllen, das sich vom Halster reißt. Einer will einen Erben, die Frau nur als Mittel zum Zweck und wird ihrem drallen Groß dann so unterthan, daß er dem Köpfschen, dessen Athem den geliebten Leib bewegt, fluchen möchte und sich als Vater erst fassen lernt, als die Gottheit der Gattung lächelnd das Tempelglocklein läutet. Dünkeltest Dich zu geilem Vergnügen gepaart? Bist's, Gitler, um Dich fortzupflanzen. Bist Werkzeug, nicht Meister des Menschengeschickes. Das konnte recht lustig werden. Besonders, wenn die Marchesa derbstämmige Landpflanze blieb und den stolzen Herrn im Schweiß der Eier und der Angst, in Bett und Flur erkennen ließ, wie weit von urwüchsigem Bauernthum zu kokettem Bauernspiel der Abstand ist.

Auch der Schwank aber müßte fest gefügt, vor Mauerpilz und Schimmel bewahrt sein. Herr Hauptmann ist müde oder macht sich allzu bequem. „Sie gleicht einem königlichen Engel im Feuer eines göttlichen Spiels auf den Wiesen Edens.“ „Dann werdet Ihr mir noch minder bestreiten, daß er dem etwa in Aussicht stehenden Thronerben ohne einen Funken natürlichen Vatergefühls entgegenzieht; ja, daß sogar Maßnahmen in die Wege geleitet sind, das Keugeborene, ohne Wissen der aahnunglosen Mutter, bei Seite zu schaffen.“ „Es geht aber jetzt keinesfalls an, daß Graf Ulrich dies an sich harmlose Bauernweib, nachdem er ihren gesunden Willen gebrochen hat, seinen eigenen Bahnwitz büßen läßt.“ „Ich bin diesen Brutalitäten des Lebens nicht gewachsen.“ Proben der Sprache. Hört's der wache Poet nicht? Sagt Keiner es ihm? Keiner, daß ohne Arbeit nie und nirgends ein haltbares Drama entstand? Die Deutschen, rief Grillparzer ärgerlich, haben die Kunst des Componirens verlernt. Säh' er die Bretterprätendenten von heute! Neben ihnen müßten die „Skizzisten“, deren Lässigkeit er rügte, ihm emsige Ausarbeiter scheinen. Hat die seit der Lenzzeit hundertmal erwiesene Wahrheit, daß im hartem, schattenlosen Bühnenlicht die Skizze nicht wirkt, sich noch immer nicht durchgesetzt? Will auch der feine Poet, der mit dem Ewig-Bretternen längst doch

paktiren gelernt hat, der Mannschöner Entwürfe bleiben? Er erfindet nicht mehr; sucht und findet, was er braucht, in gilbenden Novellenbüchern. Das ist sein Recht. Doch das Gefundene muß noch einmal nun, vom neuen Schöpferwillen, gedichtet werden (im baumeisterlichen Sinn: gedichtet). Seine jüngste Skizze ist nicht völlig reizlos. Hübsche Bilder bot ihm die Quelle. Manches gute Wort schrieb er drunter (manches allzu „literarische“ leider auch) und drei Stimmungen haften in dankbarem Gedächtniß. Das Bäuerlein, das die Sorge des Vaterherzens ehrerbietig ins Ceremonialkleid wickelt; der Mann, der die Wehen der Frau mitfühlt und in Seelenwirrniß die Geliebte zu hassen wähnt; die Dürstende, die verdächtig war, nur Mutterempfinden noch in der Brust zu hegen, und die im ersten Anblick des Kindes doch nur nach der Lippe des Mannes lechzt: Das Triptychon wurde im Hirn eines Dichters. Der die Gäste aber nicht stets im Schlafrock empfangen und mit halb faum fertiger Speise bewirthen dürfte. Sie auch nicht mit tönendem Titel an seine Tafel ködern. Eines vornehmen Greises Blut erhitzt sich an der Heilheit eines grajilen Hürchens: warum wird er mit den Kleinodien Karls des Großen gepuzt? Warum die stramme Magd mit dem Brockatkleid der Sagenherrin von Saluzzo? Hanne Helmbrecht soll einem Edelmann starke Erben gebären, drückt die blonde Pracht aber so fest in seine verwöhnten Glieder, daß er im Wirbel der Sinne Alles vergißt und am Liebsten die Frucht aus dem üppigen Acker risse, um neue Saat in die feuchte Krume zu streuen. Mußte gerade Petrarca's Heilige Mist karren?

Die neue Griselda sah wohl anders aus. Würde nicht schimpfen noch schlagen; den Mann nicht übermannen. „La femme ne peut être supérieure que comme femme; mais dès qu'elle veut émuler l'homme, ce n'est qu'un singe“: so modern war schon Joseph de Maistre. Die Zähmung einer Affin lockt uns nicht. Eine strotzende Schollenvirago, träumten wir, soll mit ihrem Kernsaft das blasse Blut alten Adels röthen. Der Mann trachtet, den Hörigeninstinkt aus der Brust zu treiben, an der ein Erbe hängen wird. Mahnung hilft nicht. Mißhandlung, grausamste Marter der vereinsamten Seele? Die duldet Alles ohne Klage. Erbebt freilich unter seinem Blick nicht mehr in bräutlicher Hoffnung. (Wenn die Nachtigal Junge hat, ruft kein zärtliches Schluchzen den Sprosser herbei.) Noch grimmiger wüthet der in der Wurzel der Mannheit Verlegte gegen den gekühlten Leib, in dem so stumpfsinnige Demuth wohnt; und ahnt nicht, daß hinter dem gesenkten Lid das listig stolze Lächeln freier Persönlichkeit blinkt. Griselda hat ihr Kind. Und summt, mag der schlimme Erzieher noch so laut toben: Du wirst ein Herr sein, mein Sohn!

## Bischof Teutsch.

„Das muß ma asu austemperiren lassen“: mit diesem Weisheitspruch pflegte mein erster Pfarrer pflichteifrige und hilfbereite Freunde abzumehren, wenn sie die Schäden seines Leibes oder seiner alten Orgel auszubessern wünschten. Nach diesem Grundsatz ungefähr regirt Franz Josef seit sechzig Jahren; und es geht auch so. Es regnet heute, es regnet morgen, es regnet seinen Lauf, und wenn es genug getregnet hat, so hört es wieder auf, soll Goethe einmal einem Besucher ins Stammbuch geschrieben haben, der ihn mit Klagen über das schlechte Wetter gelangweilt hatte. Czechen, Slowenen, Italiener, Magyaren, Klerikale, Antiklerikale, Alideutsche, „Judenliberale“ toben drei Tage, drei Wochen, manchmal drei Monate; dann sind sie müde und verschmausen ein Weilchen. Während dieser Zeit pflügt der Bauer, hämmert der Schmied, schnurren die Fabrikräder, spekuliren die Kaufleute, egerziren die Soldaten und wird die Verwaltung schlecht und recht besorgt, manchmal freilich, wenn sich die nationale und die Parteiwuth hineinmischt, mehr schlecht als recht, und es bleibt sogar noch Energie übrig für eine Extraleistung wie die friedliche Eroberung Bosniens, die sich neben unseren überseeischen Kolonialerfolgen schon sehen lassen kann. Aber viel kostbare Energie wird doch auf diese Zänckerlichkeiten vergeudet und man fragt sich unwillkürlich, ob Das unbedingt nothwendig und unabänderlich sei. Seit dem zweiten Ferdinand haben die österreichischen Habsburger nur drei Regenten aufgebracht, die sich durch Geist und Energie auszeichneten: Maria Theresia und die beiden Söhne, die ihr auf dem Thron gefolgt sind. Leopold wurde durch seinen frühen Tod verhindert, mit den Gaben, die er in Toskana entfaltet hatte, dem Reich zu nützen, und Josef konnte nichts Dauerndes schaffen, weil seiner nervösen und ungestümen Energie die Besonnenheit fehlte. Eine Reihe von Männern, denen der Charakter und das Temperament der großen Kaiserin gegeben gewesen wäre, hätte, in deren Sinn fortwirkend, den Einheitstaat und die Vorherrschaft der Deutschen gesichert, ohne die kleineren Nationalitäten zu bedrücken. Denken wir uns diesen Staat bis in unsere Tage fortdauernd, so könnte er zwar nicht mehr rein bureaukratisch regirt werden, aber die Theilnahme des Volkes an Gesetzgebung und Verwaltung müßte sich für das Reich und für die Länder verschieden gestalten. Oder vielmehr für das Reich und die Landschaften. Denn weder Böhmen noch Mähren noch Galizien noch Ungarn noch Tirol könnte je einen gesonderten landständisch verwalteten Bezirk ausmachen, sondern in jedem dieser Länder müßten nach Nationalitäten Bezirke abgegrenzt werden, was freilich heute, wo die Bevölkerung mehr und mehr Fluglandnatur annimmt, keine leichte Aufgabe wäre. In jedem dieser Bezirke könnte die Volksovertretung als gesetzgebender Faktor anerkannt werden, weil die Bevölkerung gleichartig wäre. Ja, es wäre sogar

bei der Kleinheit dieser Bezirke Etwas wie Parlamentarismus möglich. (Eine gründliche Untersuchung dieses nebelhaften Begriffes würde sehr viel Raum erfordern.) Dagegen sieht Jeder, einerlei, welcher Theorie vom Staat er huldigt, auf den ersten Blick, daß Leute, die nicht drei Stunden in einem Saal beisammen sitzen, ohne einander zu beschimpfen und wie wilde Thiere anzufallen, keine zum Handeln fähige Körperschaft, darum auch keine gesetzgebende Versammlung bilden können. Ein aus Delegirten der Landtage oder Landschaft-Tage gebildeter Reichsrath könnte also nur die Aufgabe haben, die Centralregierung zu informiren, Beschwerde zu führen, Wünsche auszusprechen, Vorschläge zu machen; die Centralregierung wäre in diesem Fall nur als rein monarchische denkbar. Es ist kein Grund vorhanden, warum bei einer solchen Kombination von Centralismus und Föderalismus die 9 $\frac{1}{2}$  Millionen Magyaren anders behandelt werden sollten als die 6 Millionen Czechen. Daß ihnen fast die ganze östliche Reichshälfte zur Bethätigung ihrer berühmten politischen Begabung eingeräumt worden ist, muß als eine Verirrung schwacher Staatslenker bezeichnet werden. Diese politische Begabung, nicht des ganzen kleinen Reitervolkes (unter den 9 $\frac{1}{2}$  Millionen sollen ein paar Millionen magyarisirte Slaven, Deutsche und Juden stecken), sondern nur seiner Adelskaste, besteht in dem kräftigen Willen, mit dem sie ihre Herrschaft durchsetzt und aufrecht erhält, so weit ihre Reichthümer reicht. Aber Das, was den Kulturstaat ausmacht: Gewerbfleiß, Wirtschaftlichkeit, eine gute Verwaltung, zum Theil auch die Intelligenz, müssen die anderen im großen Donaubekken wohnenden Nationalitäten liefern, die als Unterworfenen behandelt werden. Daß ihnen der finisch-ungrische Dialekt aufgezwungen wird, den die verständigeren Ungroßväter der heutigen Magyaren als ungeeignet für eine moderne Staatssprache erkannt und durch die lateinische Sprache ersetzt hatten, ist ein ganz unerträgliches Zustand. Eher ist noch Polen und Czechen zu verzeihen, wenn sie nicht allein ihre Sprache leidenschaftlich lieben, sondern auch, vom Größenwahn befallen, sie Anderen aufzudrängen versuchen, denn sie gehören einer Rasse an, die 120 Millionen Angehöriger zählt und ein geschlossenes Gebiet von gewaltiger Ausdehnung füllt. Sie können also wohl der Einbildung verfallen, ihnen werde möglich sein, ohne die Kultur und die Sprachen des Westens auszukommen oder sogar den Westen einmal zu beherrschen. Aber ein Völkchen, das nekünk, nektek, nekik konjugirt, sperrt sich selbst vom Lebensborn ab, wenn es sich in seinen barbarischen Dialekt verschängt; und wenn sich von ihm Andere mit ab- und einsperren lassen, so sind diese Anderen entsetzlich dumm oder bejammernswerth schwach. Seine politische Begabung (Das heißt: seinen starken Willen und sein Herrschertalent) würde der magyarische Adel fruchtbarer als jetzt verwenden, wenn er ihn in den Dienst der Centralregierung stellte und dadurch dem molluskenhaften Deutschösterreich-

thum zu Rückgrat verhilfe. Denn leider fehlt außer der energischen Dynastie zur Verwirklichung des angedeuteten Programms noch ein Zweites: eine energische und einige deutsche Bevölkerung. Bisher haben die österreichischen Deutschen das Bischen politische Energie, das ihnen zur Verfügung steht, dazu verwendet, sich selbst zu zerfleischen; dem energischen Monarchen würde darum das Deuththum nur in der Form der Bureaukratie dienen, nicht mit seiner vollen Kraft und Kulturmacht als freiwilliger Bundesgenosse beistehen.

Es gilt im Allgemeinen als thöricht, auszumalen, was geschehen könnte, wenn gewisse Bedingungen erfüllt wären, die eben nicht erfüllt sind. In diesem Fall jedoch ist es vielleicht nicht so ganz thöricht. Denn daß dem Kaiserreich noch einmal ein genialer und energischer Staatsmann besichert wird, läßt sich doch wenigstens denken. Der aber würde es wahrscheinlich auf der eben beschriebenen Bahn versuchen, die schon mehrmals eingeschlagen worden ist. Die siebenbürgischen Sachsen (wenig über 200 000 Seelen) sind nur ein kleines Häuflein, doch als eine ihre Umgebung überragende Kulturmacht nicht zu unterschätzen und ihre Führer haben nach einem Centralismus, der historische Rechte und nationale Eigenthümlichkeiten achtet, sehnüchtig verlangt, wie man aus der Biographie ihres 1891 im sechsundsiebzigsten Lebensjahre verstorbenen Bischofs Georg Daniel Teutsch erfährt. (Sein Sohn Friedrich hat sie bei W. Krafft in Hermannstadt herausgegeben.) Im Mai 1848 freilich haben auch die Sachsen im Klausenburger Landtag für die Union mit Ungarn gestimmt. Männer wie Teutsch, weil die Union vom ungarischen Landtag beschlossen, vom Kaiser gebilligt worden war und Widerstreben wahrscheinlich den Bürgerkrieg zur Folge gehabt hätte; die jüngeren Leute sogar mit Begeisterung, weil sich in Ungarn freies Leben zu regen schien, das ihnen Reform und Erlösung aus mancherlei veralteten Zuständen versprach. Aber die Masse des sächsischen Volkes empfand diesen Beschluß als einen Schlag. Man hatte die Empfindung, man sei nun der Großmuth der Magnaten preisgegeben, und man hatte wenig Vertrauen zu dieser Großmuth. Und als es dann doch zum Bürgerkriege kam, standen die Sachsen treu zum Kaiser. Sie waren auch von Wien nicht immer gut behandelt worden und eine Bureaukratie, die ihnen zumuthete, zu einem Länzchen im eignen Haus die polizeiliche Erlaubniß nachzuzufuchen, war ihnen in der Seele zuwider. Dennoch hielten sie ihre Selbständigkeit und ihr Volkthum für besser geborgen unter der Herrschaft und dem Schutze von Wien, und wenn ihre tapfere Bürgerwehr, die begeistert für den Kaiser in den Kampf zog, nicht viel zu leisten Gelegenheit fand, so lag das nur an der elenden Führung des österreichischen Heeres. Freilich war auch das Verhalten der Revolutionäre nicht geeignet, ihnen Liebe zu Ungarn einzusößen. Die Szekler plünderten die sächsischen Städte, wütheten besonders gegen die Bibliotheken und wissenschaftlichen Sammlungen der säch-

fischen Gymnasien, machten Sächsisch-Regens dem Erdboden gleich und das Land „entsetzte sich über die grausamen Thaten“ der Horden Kossuths, der aus seinem Haß gegen die Sachsen kein Hehl machte. Nach dem Tage von Vilagos entließ Clam-Gallas die schäßburger Nationalgarden mit einem Tagesbefehl, der ihnen die höchste Anerkennung aussprach; ihr Hauptmann Teutsch wurde durch eine besondere Ansprache geehrt. Er war damals Lehrer (und wurde kurz danach Rektor) am Gymnasium seiner Vaterstadt.

Die Schilderungen des Schullebens der siebenbürgischen Sachsen sind die anziehendsten Theile des Buches. Unter fremde Nationen verschlagene Volkssplitter pflegten alte Traditionen treuer zu bewahren als das Stamm-land. In Deutschland hatte die eigenthümliche Gelehrtenkultur, die Melancthon durch die Verschmelzung des lutherischen Glaubens mit dem Humanismus geschaffen, nur kurzen Bestand. Bald trat das humanistische Element hinter die Orthogorie zurück; diese wich dann im achtzehnten Jahrhundert einem religiös-indifferenten Neuhumanismus, der im neunzehnten von der naturwissenschaftlich-technischen Strömung bedrängt wurde. Durch die Schil-derungen Teutschs fühlt man sich in die Schulen Sträßburgs und Geloberss zurückversetzt, in denen Sturmius und Tropendorf die vornehme Jugend zur erudita atque eloquens pietas erzogen; nur war es dort nicht eine adelig-patrizische, sondern eine bäuerlich-Kleinbürgerliche Jugend und der in diesen Schulen waltende Geist war humaner, als es die Häute des sechzehnten Jahr-hunderts gestattet hätte.

Die schäßburger Schule liegt neben der Kirche auf einem bewaldeten Hügel, der von den Resten alter Festungswerke umwallt ist. Gemeinsame Arbeit von Lehrern und Schülern hatte den Eichenwald in einen Park verwandelt und in der Nähe der Gebäude herrliche Gärten geschaffen, in denen edles Obst und gute Trauben reiften. Den Kern der Anstalt bildete das Gymnasium; an dieses schloß sich ein Schullehrerseminar an, dessen Jöglinge in der An-stalt wohnten und in einigen Fächern am Unterricht der Gymnasiasten theil-nahmen; in den Gärten lernten sie praktisch den Obst- und Gemüsebau. Für eine Uebungsschule standen ihnen die sämtlichen Abschnüßen des Städtchens zur Verfügung, für die es eine eigene Schule nicht gab. Sie wurden von den Seminaristen privatim, in deren Kammern, im Lesen und Schreiben so weit unterrichtet, daß sie, gewöhnlich schon nach zwei Jahren, in die unterste Gym-nasialklasse eintreten konnten. Der fünfjährige Georg Daniel wanderte morgens mit einigen Äpfeln in der Tasche (Das war sein ganzes Frühstück; der Vater Seifenknedt frühstückte gar nicht; nur die Mutter erlaubte sich verstohlen in einer Ecke ein Schälchen Kaffee) auf den Berg. Wurde er an heißen Sommer-tagern schläfrig, so legte ihn der gute Seminarist auf sein Bett. Beim Er-wachen sah dann wohl der Knabe seinen Lehrer vor sich stehen, in der einen

Hand den herzerfreuenden Homer, in der anderen die saure Gurke, mit der er seinen Leib erfrischte. Die siebenbürgischen Gymnasien waren völlig autonom. Die Lehrer eines jeden vereinbarten den Studienplan nach eigenem Ermessen und jeder lehrte nach eigenen Heften. Um aber nicht in der Isolirung auf Irrwege zu geraten, richteten sie „Eustrationen“ ein, die darin bestanden, daß jedes Gymnasium von Lehrern der übrigen besucht und nach vollzogener Prüfung sein Zustand in gemeinsamer Berathung begutachtet wurde. Die Disziplin hielten die Schüler in weitgehendem selfgovernment selbst aufrecht durch den „Rex“, den jeder Coetus aus seiner Mitte wählte; was der Rex in seinem Wirkungskreis geschlichtet hatte, Das war auch für den Rektor abgethan. Schwerere Fälle wurden natürlich vor den Rektor gebracht, der sie in dem allsonnabendlichen „Judicium“ entschied; Leutsch hielt dieses sehr feierlich ab; immer im schwarzen Frack. Jugendlichem Muthwillen wurde sehr weiter Spielraum gegönnt, nur Gemeinheit, Niedertracht und Bosheit hatten auf keine Schonung zu rechnen. Welchen Grades von Souverainetät sich die Lehrerkollegien ertrauten, mag man daraus entnehmen, daß das schäßburger Gymnasium einmal einen ganzen Coetus sitzen bleiben ließ. Pedantisch war man in keiner Beziehung. Lokte an einem Sommertage die Sonne gar zu freundlich, so trat der Primus der Klasse vor den Lehrer und bat in lateinischer Ansprache um Freigabe des Nachmittags. Hatte der Lehrer keinen besonderen Grund zur Unzufriedenheit, so erfüllte er den Wunsch. Unter seiner Führung gieng dann hinaus auf den Berg zum Spiel, das wegen der Klüfte, die ihn durchzogen, nicht ganz ungefährlich war, oder auf das Floß, auf dem man sich zum Bad in der Kofel entkleidete. Manchmal, wenn sich die lustige Bande in den Gängen des Gartens tummelte, hörte man aus der Laube, die im Geäst einer großen Esche angebracht war, das amo, amas, amat eines besonders eifrigen Schülerleins herabfallen. Als Rektor wohnte Leutsch in seinem väterlichen Häuschen und stieg oft nachts den Berg hinauf, das Internat zu besuchen. In welchem liberalen Geist und doch wie wirksam er dessen Ordnung so par distance aufrecht erhielt, beleuchten hübsche Anekdoten. In herrlichen Schulfesten, an denen die „Chlamydaten“ (so hießen die Schüler der Oberklassen) mit den Bürgertöchtern im Grünen tanzten, ward das Glück dieses Schulparadieses der Außenwelt offendar. „Ich beneide Sie um dieses schöne Leben“, sagte ein l. l. Altensmann, der die Anstalt inspizirte, zu den Lehrern.

Die innige Verschmelzung von Volkethum, Religion und klassischer Bildung war die Wurzel, aus der dieses schöne Leben entsprang. Die Schulen waren Kirchenanstalten, die Lehrer Theologen. Die evangelische Kirche des Sachsenvölkchens war autonom und diese kirchliche Autonomie war die Form, in der sich die nationale Autonomie behauptete. Diese Autonomie, in einem Gesetz von 1653 anerkannt, berechtigte die Sachsen zu der Forderung, daß das Auf-

sichtrecht des Staates über ihr Kirchenwesen nur durch Evangelische ausgeübt werde. Zwar wurde ihnen die Autonomie formell durch eine kaiserliche Verordnung im Jahr 1807 genommen, aber thatsächlich behaupteten sie ein reichliches Maß von Selbstverwaltung und strebten (so lange Teutsch wirkte, unter dessen Führung), die volle Autonomie auch formell zurückzuerobern. Nie ist einem ihrer frei gewählten Bischöfe in Wien die Bestätigung versagt worden. Und innerhalb der autonomen Kirche nun behaupteten die Schulen ihre eigene Autonomie. Nach Absolvirung des Gymnasiums besuchte der Student, der Lehrer oder Pfarrer werden wollte, die evangelisch-theologische Fakultät in Wien und vervollständigte dann seine wissenschaftliche Bildung in Tübingen oder in Berlin. Teutsch war nur in Berlin gewesen. Sein Schüpling Georg Schuller durfte beide Hochschulen besuchen. Er war als neunzehnjähriger Bauernknecht nach Schäßburg gekommen, um Lehrer zu werden. Teutsch erkannte sein Talent und sein reines Streben, ermutigte ihn, nach Vorbereitung durch Privatstunden das Gymnasium durchzumachen, und brachte dann die Mittel fürs Auslandsstudium durch Sammlungen auf. Zwanzig lange Briefe des damaligen Rektors an Schuller bezeugen das schöne Verhältniß zwischen Lehrer und Schüler, das in der reinen Lust dieser Anstalten gedieh.

In den mittleren Lebensjahren pflegte der Lehrer ein Pfarramt zu übernehmen. Teutsch erklärte diese Einrichtung geradezu für nothwendig, weil ohne sie die Gymnasien „Veteranenkolonien“ werden würden. Das erinnert mich an eine Aeußerung Herbart's. Der meinte, der Gymnasiallehrer solle nicht mehr als vierundzwanzig Jahre im Schuldienst zubringen; und zwar solle er drei Jahrgänge von Sexta bis zum Abiturium führen (der Kursus dauerte damals nur acht Jahre); für ein viertes Mal sei er nicht mehr frisch und elastisch genug und fehle ihm die Lust. Die siebenbürgischen Gymnasien hatten, dank jener Einrichtung, immer jugendfrische Lehrer; die Pfarrer aber waren theoretisch und praktisch durchaus befähigt, die Volksschullehrer ihrer Parochien zu beaufsichtigen. Und außerdem war diese kirchliche Schulorganisation das Mittel, den deutschen Geist im Sachsenölkchen lebendig und dieses selbst lebensfähig zu erhalten. Dauernde Lebensfähigkeit und die Kraft, sich inmitten fremder Rationalitäten zu erhalten, könne, so pflegte Teutsch zu sagen, nur aus höherer Bildung stammen; denn was einem Volk Macht verleihe und was die Welt regire, sei doch zuletzt der Geist. Dem Geist aber erneuerte das Sachsenvolk stetig aus der Quelle, aus der ihn seine Theologen schöpften, aus den Hochschulen des Stammlandes, Teutsch für seine Person noch durch die fast alljährliche Theilnahme an den Versammlungen des Gustav-Adolf-Vereins und durch seine historischen Arbeiten; er erforschte und schrieb die Geschichte der siebenbürgischen Sachsen. Historischer Sinn und ein eifriger Reformgeist sind selten in einer Person vereint; Teutsch verband beide Vorzüge; bei seinen Ke-

formen und Neuorganisationen leitete ihn die Ueberzeugung, daß nur Dem, was in der Vergangenheit fest und tief wurzeln, die Zukunft gehöre. Die Gegenwart aber sah er mit klarem Blick ins Auge und förderte darum die Realien. Das schöne Verhältniß, das zwischen ihm und seinen Schülern bestand, ist typisch für die damaligen deutschen Gymnasien Siebenbürgens. Die Lehrer waren für ihren Beruf begeistert und widmeten ihren Schülern die liebevollste Fürsorge. Diese schenkten ihren Lehrern volles Vertrauen und bewahrten ihrem Gymnasium eine beinahe leidenschaftliche dankbare Zuneigung.

Und dieses reiche, schöne, fröhliche Geistesleben blühte in einer materiellen Armuth, von der sich ein heutiger Mitteleuropäer kaum noch eine Vorstellung machen kann. Teutsch bezog 1845 als Konrektor 101 Gulden Gehalt (einen ganzen Vierteljahresgehalt verwendete er auf die Anschaffung von Schöffers Weltgeschichte). Die Ernährung wurde den schäßburger Lehrern dadurch erleichtert, daß die Bürgerhäuser die „Coquin“, die Mittagmahlzeit, auf den Berg schickten, die von den Lehrern und den Togatzen (so hießen die in der Anstalt wohnenden Schüler wegen ihrer Uniformtoza) gemeinsam verzehrt wurde. Eine Nebeneinnahme gewährten die Lebensläufe von Verstorbenen, die den Lehrern fürs Begräbniß anzufertigen oblag. In Agnetheln, wo Teutsch Pfarrer war, bis er 1867 zum Bischof gewählt wurde, standen um die Kirche herum thurmartige Vorrathshäuschen, in denen die Bauern ihren Speck aufbewahrten. Jedem Lehrer war ein „Thurm“ zugewiesen. Sonnabends stellte er an die Thurmterrasse einen Schulknaben, der jedem herabkommenden Bauern sagte: „Der Herr Kantor (oder Rektor) läßt bitten um ein Stück Speck“, worauf der Angeprochene ein Stückchen abschneidet und auf die Schlüssel legte. Die meisten Pfarr- und Schulhäuser waren aus Lehm und Bohlen gebaut und manche fand Teutsch auf seinen bischöflichen Besichtigungsreisen in einem jämmerlichen Zustand; so eins, in dessen einzigem ungedecktem Wohnraum durch eine Bretterwand ein „Studizimmer“ für den Pfarrer abgetheilt war. Natürlich hat Teutsch nach Kräften für Abhilfe gesorgt, aber so schrecklich wie wahrscheinlich den meisten Lesern sind ihm diese Dinge nicht vorgekommen, denn auch seine Eltern hatten nur eine einzige große Stube gehabt, in der die Familie sammt den Kostschülern wohnte, speiste und schlief und in der zudem noch die Seifensiederei betrieben wurde.

Der Armuth ist ja, seit sich der Staat der Schulen angenommen hat, einigermaßen abgeholfen worden; aber wie es um die Autonomie und um den deutschen Geist steht, hat statt des entsetzten und lässigen Wien das nähere und schneidige Budapest zeigt, ist ja allgemein bekannt. Teutsch hat trotz der verzweifeltsten Lage des Sachsenvölkchens die Hoffnung auf dessen Erhaltung und gedeihliche Entwicklung niemals aufgegeben und er war um so mehr im Stande, das Keuferje zu verhüten, weil er, ganz frei von Fanatism-

muß, für seine Person freundschaftliche Beziehungen zu den budapester Gewaltigen zu unterhalten verstand. Er versicherte immer, daß er die guten Eigenschaften des Magyarenvolkes und den Geist seiner Staatsmänner schätze und daß an den Missethätigkeiten hauptsächlich die ausführenden untergeordneten Organe schuld seien. Doch charakterisirt er ganz richtig das Magyarenthum, wenn er bei der Beschreibung des Voms, mit dem 1892 das Krönungsjubiläum gefeiert wurde, hervorhebt: nur der Farbenglanz des magyarischn Adels und der katholischen Hierarchie habe den Staat und das Volk repräsentirt; von einem Bürgerthum, von einer Geistesaristokratie sei nichts sichtbar gewesen. Für die Geschichte der nationalen Kämpfe der siebenbürgischen Sachsen bis zum Jahr 1893 findet man in dem Buch eine Menge wichtiger Urkunden.

Reiße.

Karl Zentisch.



## Skizzen.

### Falterliebe.

Es war ein schöner Tag. Die Sonne war im Sinken. Die Blumen hatten ihren Duft gespendet und wollten schlafen gehen.

Ein Nachtfalter war durstig und hungrig. Im Garten flog er zwar üppig und prangend dahin, aber er schleppte sich von Blume zu Blume, Stärkung und Befriedigung suchend.

Eine schöne Rose war noch nicht eingeschlafen; zu der setzte er sich.

O, wie sich die Blicke trafen, sehnsuchtvoll verlangend!

„Du bist es; zu Dir muß ich mich neigen.“

Die Rose war schön.

Der Mond kam langsam von Osten herauf.

Wie sich der Falter zum Ruß neigte, glaubte die Rose, ihn in der Umarmung ganz berauschen zu müssen.

Der Nachtfalter hatte schon Viele berührt; er wurde müde und küßte sie. Taumelnd sank die Rose zurück: „Mehr! Mehr!“ Da flog der Falter schweren Flügelschläges von dannen in sein Gehäuse unter dem Dachfirst.

Unbefriedigt seufzte die Rose ihren Duft in den Garten. „Ach! Warum bin ich jetzt allein!“ So gieng die halbe Nacht.

Ein großer Trauermantel näherte sich ihr und sog, keck seinen Durst stillend, ihren Duft ein.

Als es zu tagen anfang, schämte sich die Rose und ward dunkelroth, so roth, daß sie die Sonne nicht grüßte. Das konnte sie nicht ertragen. Der Morgenwind schüttelte sie. Da fielen ihre Blätter, eins nach dem andern, ins thaufeuchte Glas — ihr Grab.

### Fieber.

Mir war nicht wohl.

Der unaufhörliche Regen, der sich aus den an den Bergen hängenden Wolken ergoß, hatte die schon schlechte Stimmung noch verschlechtert. Gegen Abend rüttelte mich ein Schüttelfrost und ich mußte schnell ins Bett. Da lag ich nun. Meine Augen heiß und fiebrig, mein Körper eisk. Der Kopf wurde klein, die Arme schrumpften zu mageren Knochen zusammen, die Finger bekamen lange, meterlange Nägel. Der Leib schwoh auf, riesengroß; auf der gedunsenen weißen Masse ein schwarzes Kreuz. Ich rang nach Athem. Meischwer lag es mit auf der Brust. Die Spinne, zu der ich geworden, hatte einen Faden gesponnen. Hinauf, hastig hinauf an dem Faden aus der beklemmenden Bedrängniß zur Befreiung! Der Faden riß. Ich fiel in eine bodenlose Tiefe, zitternd, ächzend und stöhnend. Kalt . . . Es war aus . . . Ich war tot!

Man hatte mich in eine Kiste gepackt und auf den Balkon gestellt. Ganz gegen meine Anordnung. Ich wollte im Musikzimmer stehen und dann verbrannt werden.

Fremde Menschen waren in meiner Wohnung und eigneten sich meine Sachen an. Ich wollte ihnen zurufen: „Hier! hier liege ich; ich sehe Alles! Wie kommt Ihr dazu, meinen Schreibtisch zu öffnen, mein Tagebuch zu zerreißen, meine Bilder zu zerstören? Sie gehören ja mir! Ich . . . ich will es nicht, ich verbiete Euch, Das zu thun! Macht den Schreibtisch zu! Ich . . . schlage . . . Euch . . . tot!“

Da warf der Wind die Balkonthür zu.

Festgenagelt lag ich draußen in der Kiste.

Schatten tanzten an der Decke meines hellerleuchteten Zimmers.

Grauenvolles Musikgetöse. Fürchterliches Lachen.

Da kein Leidtragender zu meinem Begräbniß gekommen war, ging ich allein hinter meinem Sarglasten einher und weinte bitterlich. Jeder Schritt gab mir einen Stich in Herz. Angstvoll sah ich mich den Berg hinauftragen. Zwischen mir und meiner Leiche wurde der Abstand immer größer. Mit bleischweren Beinen fing ich zu laufen an. Schweißtriefend erreichte ich den Hügel vor dem Kirchhof.

Da ließ man mich gerade ins Grab fallen . . . Das erlebe ich nicht wieder!



## Die Landung in England.

Die Möglichkeit, eine Armee in England zu landen, wird in neuester Zeit wieder mehr erörtert als jemals seit dem Tage von Trafalgar. Lord Robert of Randahar, der Höchstkommandirende der britischen Armee im Burenkrieg, glaubt an die Möglichkeit der plötzlichen Landung einer deutschen Armee von zweihunderttausend Mann. Eine sehr hohe militärische Persönlichkeit in Deutschland hat erklärt, daß eine solche Landung nicht unmöglich sei. Anders ist die offizielle Sprache der beiden Regierungen. Der englische Kriegsminister Galdane und die Norddeutsche Allgemeine Zeitung stimmen darin überein, daß solche Landung unmöglich sei.

Pompejus und Crassus mögen sich manchmal in Rom darüber unterhalten haben, ob der kühne Plan ihres Freundes und Rivalen Julius Caesar, mit einer Flotte über den Kanal zu setzen, nicht ein wahnsinniges und aussichtsloses Unternehmen sei. Und in der That war von allen großen Kriegsthaten dieses Genies, von dem noch heute die größten Herrscher des Kontinentes den Namen als Titel entlehnen, der zweimalige Uebergang über den Kanal in den Jahren 45 und 54 vor Christus die gewagteste und gefährlichste. Der erste aller Kaiser athmete in beiden Jahren erleichtert auf, als er den Boden des Kontinentes wieder unter seinen Füßen hatte. Und fast hundert Jahre hat es gedauert, bis sich die Römer abermals an die Eroberung der britischen Insel wagten. Auch während der Völkerwanderung sprach man von einer Landung in England. Als die Zunahme der Bevölkerung und die Ausbreitung römischer Bildung und Technik die Völker Europas durcheinanderwirbelte, führte der gewaltige Drang nach Land zur Niederlassung im Jahr 449 die Angeln, Sachsen und Jüten über die Nordsee oder vielleicht auch über den Kanal, der Sage nach unter Hengist und Horsa. In der Zeit von 827 bis 1042 landeten die Dänen immer wieder in England. Der Dänenkönig Knuth der Große hat England von 1016 bis 1043 beherrscht. Und die Dänenherrschaft hatte noch nicht geendet, als der Vater Wilhelms des Eroberers schon einen Einfall in England plante. Was die dänischen Normannen vermocht hatten, mußte den französischen Normannen viel leichter gelingen. Von den Hügeln bei Boulogne sur mer, auf denen später Napoleon Bonaparte so oft träumend stand, konnten sie bei gutem Wetter mit bloßem Auge die vielbegehrte Insel in der Ferne erkennen. Die Flotte, die dieser König der Normannen gebaut hatte, erlitt aber Schiffbruch, wie später die große Armada Philipps des Zweiten. Als eine Erbschaft vom Vater übernahm Wilhelm der Eroberer den Plan, England dem normannischen Reich einzuverleiben. Dieser Herrscher schuf eine Nation, eine Rasse, eine Sprache, ein Weltreich. Die englische Nation, die er durch seine Landung (am achtundzwanzigsten Sep-

tembermorgen 1066) in der Bucht von Pevensey an der südenglischen Küste und durch seinen Sieg über König Harold bei Hastings am vierzehnten Oktober schuf, ist heute die mächtigste und ihre Sprache die verbreitetste auf dieser Erde.

Aus der Vermischung der kühnen normannischen Seefahrer mit den Angelsachsen ging das mächtige Inselvolk hervor, dessen schnell aufwachsende Seemacht und Kolonialmacht den Spaniern ein Dorn im Auge war. Unter der Regide des Papstes, ausgerüstet mit der päpstlichen Fahne, hatte Wilhelm der Eroberer mit nur zwölftausend Mann die Briteninsel erobert; warum sollte der Segen des Papstes nicht auch Philipp dem Zweiten von Spanien zur Eroberung dieser Insel verhelfen, die eben der Kezerei verfallen war? Im Juli 1588 liefen 130 große spanische Schiffe mit 19 290 Soldaten und 2000 Geschützen, von 8350 Matrosen und 2080 Galeerenklaven bedient, unter dem Befehl des Herzogs von Medina Sidonia aus dem Hafen von Laredo in Spanien. In Länkirken sollte sich die große Armada noch mit der Streitkraft des Herzogs von Parma vereinigen. Dazu kam es nicht. Denn kurz vor der Ausführung dieser Absicht glückte es dem englischen Admiral in der Nacht vor dem achten Augusttag, mit ihm günstigen Wind acht Brander auf die spanische Flotte zu treiben. Die Armada gerieth in Verwirrung, floh, wurde vom Westwind in die Nordsee getrieben und ging an der englischen und schottischen Ostküste im Sturm zu Grunde.

Die großartigste Vorbereitung zu einer Landung in England ist von Napoleon Bonaparte unternommen worden. Im Jahr 1805 hatte er 170 000 Mann für die Landung bereit. Diese Zahl kommt schon nah an die mysteriösen 200 000 Mann deutscher Truppen heran, zu deren Abwehr Lord Roberts und mit ihm die Majorität des englischen Oberhauses die englische Armee auf eine Million Köpfe erhöhen möchte. Schon vor seinem Zuge nach Egypten plante Bonaparte und das Direktorium der Republik (im Jahr 1797) die Landung einer französischen Armee in England. Nachdem am sechzehnten Mai 1803 Großbritannien den Franzosen den Krieg erklärt hatte, sah Napoleon seine Hauptaufgabe in der Vorbereitung der Landung. Am dreiundzwanzigsten August 1805 schrieb er an Talleyrand: „Mein Geschwader ist am vierzehnten August mit 34 Schiffen von Verol absegelt; es hatte keinen Feind in Sicht. Wenn es meinen Instruktionen folgt, sich mit dem Brestgeschwader vereinigt und in den Kanal einläuft, so ist es immer noch Zeit; ich bin der Herr von England. Wenn dagegen meine Admirale zaudern, schlecht manövirten und ihr Ziel nicht erreichen, so muß ich den Winter abwarten, um wieder mit der Flotte zu kreuzen.“

Der französische Admiral Villeneuve war seiner Aufgabe nicht gewachsen. Statt nach Brest segelte er nach Cadix. Am einundzwanzigsten Oktober 1805 wurde die französische und spanische Flotte von dem englischen Admiral Nelson bei Trafalgar vernichtet. Seiner Seemacht beraubt, warf sich Napoleon im

Kampf gegen England auf das System der Kontinentalsperrre, durch das er bis Moskau getrieben wurde. Mit Recht hat der französische Admiral Mevilleere gesagt: „Nicht in den Flammen Moskaus ist das Glück Napoleons verblichen; es ist bei Trafalgar gesunken.“ Tausende von Kilometern haben Napoleons Heere nach der Seeniederlage bei Trafalgar durchgemessen, weil es ihnen nicht geglückt war, die dreißig Kilometer der engsten Stelle des Kanals zurückzulegen. In meinem kleinen Buch „Deutschland und England. Ein offenes Wort an den Kaiser“ habe ich daran erinnert, daß Napoleon die einzige Möglichkeit einer Landung in England, die sichere Chancen bot, übersehen hat. Diese Chance bot das von dem Amerikaner Fulton erfundene Dampfschiff, das am neunten August 1803 seine erste Probe auf der Seine mit Erfolg bestand. Im Jahr 1803 saß Fürst Metternich im Vorzimmer Napoleons, als ein Mann mit der Miene eines Verzweifelnden aus dem Kabinet stürzte. Napoleon, der dann den Fürsten Metternich empfing, ging im Kabinet auf und ab und fragte ihn: „Haben Sie den Menschen gesehen, der sorben von mir kam?“ „Gewiß“, antwortete Metternich. „Eh bien! C'est un fou!“ rief Napoleon; „er hat mir vorgeschlagen, die Flotte mit kochendem Wasser nach England hinüber zu treiben!“ Dieser Mann war Fulton. Als Metternich die Geschichte später einem deutschen Staatsmann erzählte, fügte er hinzu: „Oft habe ich mich gefragt, wie die Weltgeschichte aussähe, wenn Napoleon die Vorschläge Fultons angenommen hätte und in England gelandet wäre!“

Diese Geschichte hat den Vorzug, daß sie wahr ist. Der Staatssekretär des Reichspostamts Dr. von Stephan hat sie 1874 in einem Vortrag über „Weltpost und Luftschiffahrt“ erzählt. Er hat aber leider den Namen seines Gewährsmannes nicht genannt. Da er ihn „einen unserer hervortragenden Staatsmänner“ nennt, „der sich vielleicht unter den Zuhörern befindet“, und hinzufügt, daß er mit ihm vor wenigen Tagen gesprochen habe, so ist schwer zu sagen, wen er gemeint hat. Mit Metternich waren näher bekannt wohl nur Bismarck und der Vater des Reichskanzlers, Staatssekretär von Bülow, der wahrscheinlich den Vortrag seines Kollegen vom Postfach angehört hat.

Der amerikanische Kapitän Mahan erklärt in seinem Werk „Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte“ den Landungsplan Napoleons für nicht aussichtslos. Er konnte gelingen, er konnte nicht gelingen. „Ein Seemann“, sagt Mahan, „vermög kaum in Abrede zu stellen, daß bei allem Genie Nelsons und trotz der Ausdauer britischer Offiziere irgendein günstiges Zusammentreffen von Umständen möglich war, daß vierzig oder mehr französische Schiffe in den Kanal gebracht und Napoleon für die wenigen Tage, deren er bedurfte, die Herrschaft über die Straße gegeben hätte.“

Im Wesentlichen liegen meines Erachtens die Verhältnisse zwischen Deutschland und England jetzt ziemlich eben so wie damals zwischen Frank-

reich und England; so weit die militärische Möglichkeit einer Landung in Frage kommt. General der Infanterie z. D. W. von Blume, der im „Tag“ über Englands Invasionsbesorgniß geschrieben hat, meint, man dürfe nicht jede Möglichkeit einer Truppenlandung auf englischem Boden leugnen; doch sei die Landung nur ausführbar, wenn keine Störung durch die englische Flotte erfolgt. Die Einschiffung von vier mobilen Armee-corps mit je 35 000 Mann, 9000 Pferden und 2000 Fahrzeugen erfordert nach Blume mindestens drei Tage. Die Ausschiffung von Pferden, Fahrzeugen und Munition ohne die Hilfe von Hafeneinrichtungen erfordert auch unter den günstigsten Verhältnissen ein paar Tage. Nach Blumes Ansicht ist nicht wahrscheinlich, daß man an der Küste Großbritanniens ausreichende Gelegenheit zu gleichzeitiger Entladung von 180 Schiffen findet. Wenn aber die Ausschiffung nicht gleichzeitig erfolgen kann, so dauert sie eben länger. Die Engländer hätten also Zeit, ihre See- und ihre Landmacht an dem gefährdeten Punkt der Küste zusammenzuziehen.

Wenn man die Möglichkeit einer militärischen Eroberung Großbritanniens erörtert, so muß zuerst festgestellt werden, wie viele Truppen für die Invasion erforderlich sind. Die zur Beurtheilung dieser Frage kompetenteste Persönlichkeit ist sicherlich der Höchstkommandirende der britischen Armee, Lord Roberts. Er glaubt, 200 000 deutsche Soldaten würden den Widerstand der britischen Armee und Bevölkerung brechen. Vor hunderttoier Jahren meinte Napoleon, man müsse mindestens 150 000 Mann, wenn möglich, aber 170 000 hinüberwerfen. Schon Julius Caesar ist bei seiner ersten Landung (55 vor Christus) zu der Erkenntniß gekommen, daß er nicht genug Truppen mitgenommen hatte. Statt zweier Legionen mit zusammen 8000 Mann nahm er bei seinem zweiten Uebergang im Jahr 54 fünf Legionen mit 20 000 Mann und 2000 Reiter mit. Aber auch diesmal hatte Caesar einen schweren Stand gegenüber dem an der Themse herrschenden Fürsten Cassivellaunus und war froh, daß er nach einem glücklichen Angriff auf das Hauptlager des Feindes zu einem Friedensschluß gelangte, der ihm einen ehrenvollen Rückzug (wenn auch ohne dauernden Gewinn) nach Gallien ermöglichte.

Wir können stolz darauf sein, daß Lord Roberts die heimliche Zusammenziehung, Einschiffung und Transportirung von 200 000 Mann deutscher Truppen für möglich hält. Die Landung Caesars und des Normannenherzogs Wilhelm ließ sich nicht mit solcher Heimlichkeit vorbereiten. Als Caesar Ende August 55 von Boulogne fur mer aus über den Kanal ging und an der gegenüberliegenden Küste bei Dover zu landen suchte, fand er das steile Gestade vom Feind besetzt. Die Römer suchten deshalb nach einer flachen Gegend der Küste, sahen aber, wie die Reiter, Kriegswagen und das Fußvolk der Briten ihnen an der Küste nachzogen, in der Absicht, ihre Landung zu verhindern. Endlich versuchten die Römer, anzulegen. Doch ihre Fahrzeuge waren zu

groß, um in dem seichten Wasser sich dem Gestade zu nähern, und die römischen Soldaten mußten bewaffnet ins Meer springen und unter einem Regen feindlicher Wurfstücke nach der Küste vortringen. Die feindlichen Reiter waren ihnen entgegen und fügten ihnen großen Schaden zu. Nach wenigen Tagen verließ Caesar wie ein Flüchtling um Mitternacht die britische Küste.

Viele Monate, vom Frühjahr bis in den September 1066, hatte Harold, der König der Angelsachsen, mit einer Flotte und einem Landheer die Küsten des südlichen Englands bewacht, da er über die Landungsabsichten Wilhelms von der Normandie genau unterrichtet war. Ein Einfall des Norwegerkönigs in Ostengland nöthigte Harold, nach Norden zu ziehen. Zwei Tage nach dem Sieg Harolds über den Norwegerkönig bei Stamfordbride erhob sich an der Küste der Normandie der von Wilhelm so lange ersehnte Südwind. Die Einschiffung gelang nun. Nach einer glücklichen Uebersahrt landete Wilhelm am Morgen des achtundzwanzigsten September in der Bucht von Pevensey, ohne auf englischen Widerstand zu stoßen.

Die Geschichte lehrt also, daß ein Angriff auf die englische Insel an weit auseinanderliegenden Stellen den Inselbewohnern gefährlich werden kann. Der Angriff kann an einer Stelle so gewaltig sein, daß das britische Vertheidigungscorps sich zurückziehen muß. Als Caesar zum zweiten Mal bei Dover landete, löste seine aus 800 Segelschiffen bestehende Flotte, die sich um die Mittagszeit dem Hasen näherte, der starken Macht des Feindes einen solchen Schrecken ein, daß er sich von der Küste zurückzog und hinter den Anhöhen versteckte. Die Inselbewohner konnten nicht 24 000 geübte Krieger ersten Ranges bei Dover sammeln. Caesar selbst hatte fünfundzwanzig Tage in Calais auf günstigen Wind gewartet und sich erst am Abend zuvor zur Abfahrt entschlossen. Trotz aller Vervollkommnung der Verkehrsmittel würde es auch heute noch den Engländern nicht leicht werden, an jedem in Frage kommenden Landungsplatz 22 000 oder gar 100 000 Mann im entscheidenden Moment zur Verfügung zu haben.

General von Blume meint, für die Einschiffung von vier mobilen Armeecorps würden mindestens drei Tage nöthig sein. Napoleon aber hatte seine Armee von rund 159 000 Mann so geschult, daß die Einschiffung nur zwei Stunden dauerte. Wie ist dieser Rückschritt in der Technik des Einschiffens zu erklären? Bei Napoleon sollte die Einschiffung auf 1977 Fahrzeugen erfolgen, bei Blume auf 180 Dampfern. Wie Caesar und Wilhelm der Eroberer, so hatte auch Napoleon in Jahre langem Bemühen die Flotte für den Zweck einer Landung an den schmalsten Stellen des Kanals bauen lassen. Die von Napoleon verwertete Erfahrung dankte er dem großen Caesar. Der wußte, wie die zur Landung tauglichen Boote beschaffen sein mußten. Im fünften Buch des „Bellum gallicum“ schildert uns dieser größte aller Militärchrift-

steller die Weisungen, die er im Herbst 55 vor seiner Abreise nach Italien den ihn vertretenden Legaten für die Bauart und Gestalt der neu zu bauenden Schiffe gegeben hatte. Sie sollten etwas breiter sein als die gewöhnlichen römischen Schiffe auf dem Mittelmeer, damit man sie geschwinder laden und ans Land ziehen könne; Caesar hatte gesehen, daß die See in diesen Gegenden wegen der häufigen Ebbe und Fluth nicht so hohe Wellen schlage; zur Ueberführung der Ladungen und vielen Pferde aber mußten die Schiffe etwas breiter sein als auf anderen Meeren. Alle diese Fahrzeuge sollten Ruderschiffe werden, wobei der niedrige Bau gute Dienste thut.

In vollkommener Uebereinstimmung mit dieser Anordnung, die Julius Caesar als besonders wichtig seinem Generalstabswerk einverleibt hat, waren auch die auf den Befehl Napoleons gebauten Segelschiffe zugleich zum Rudern eingerichtet, um die Flotte von dem Wind unabhängig zu machen. Die Transportfahrzeuge, die Napoleon allein brauchen konnte, mußten klein und von sehr geringem Tiefgang sein der ihnen gestattet, sich in den flachen französischen Häfen zu bergen und an der englischen Küste auf den Strand zu laufen, so daß die Truppen aus ihnen direkt ans Land steigen konnten. (Wahan: „Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte.“) Schon Caesar hatte seine Transportschiffe von besonderen Kriegsschiffen begleiten lassen. Die selbe Absicht hatte Napoleon. Hohe Segelschiffe konnten als Kriegsschiffe verwendet werden, taugten aber nicht zum Transport der Mannschaften und Pferde.

Julius Caesar, Wilhelm der Eroberer und Napoleon Bonaparte waren darüber einig, daß eine erfolgreiche Landung eigentlich nur an den schmalsten Stelle, am Besten zwischen Calais oder wenigstens Boulogne und Dover, durchgeführt werden könne. Von dieser Meinung wich Wilhelm der Eroberer freilich ab, als er von Saint-Basile an der Mündung der Somme nach der Bucht von Pevensey übersehte. Eine Landung von Spanien oder von Deutschland aus (oder mit einem ähnlich weiten Anmarsch) wird immer ein sehr gefährliches Experiment sein, schon weil man auf lange Zeit das Wetter nicht vorausberechnen kann.

Die militärische Möglichkeit einer Landung stellt sich für die deutsche Kriegsmacht viel günstiger, sobald sie nicht nur direkt von deutschen Häfen, sondern auch von Rotterdam, Antwerpen, Ostende, Dünkirchen, Calais und Boulogne her aus unternommen wird. Sie wird also erst möglich, wenn die deutsche Armee die belgische und nordfranzösische Küste besetzt hat. Nach der Schlacht von Sedan wäre eine solche Landung nicht unmöglich gewesen, wenn Deutschland schon damals über eine ansehnliche Kriegsflotte verfügt und sich zum Bau von Transportschiffen, wie Caesar und Napoleon, mindestens ein Jahr Zeit gelassen hätte. Sollte die deutsche Kriegsmacht jemals von Calais nach Dover eine Landung versuchen, so würde sie dabei insofern in eine

ähnliche Situation wie Caesar kommen, als auch Der den Labienus mit drei Legionen und zweitausend Reitern in dem ihm feindlichen Gallien zurücklassen mußte, um die Häfen zu decken, für Lebensmittel zu sorgen und auf alle Vorgänge in Gallien aus wachsamem Auge zu blicken.

Wenn wir außer der Land- und Seemacht nicht noch die Luftmacht hätten, bliebe die Landung einer deutschen Armee trotz Alledem noch recht schwierig und die Chancen Deutschlands wären auch nach der Besetzung von Calais kaum größer als die Napoleons vor Trafalgar. Die Motorluftschiffahrt hat aber die Sachlage zu Gunsten Deutschlands geändert. Je mehr die Motorluftschiffahrt sich ausdehnt, desto mehr hört England auf, eine Insel zu sein. Merkwürdig, daß in den Reden der Mitglieder des englischen Oberhauses bei der Berathung des Antrages Roberts die Motorluftschiffahrt überhaupt nicht erwähnt wurde. Auf Verbesserung braucht die Motorluftschiffahrt für die Aufgabe einer Landung in England gar nicht zu warten. Unter allen Motorluftfahrzeugen Deutschlands und Frankreichs ist keins so schlecht, daß es nicht die einunddreißig Kilometer lange Strecke von Calais nach Dover in einer knappen Stunde zurücklegen würde.

Zeppelins Aluminiumluftschiff Nr. 4, das bei Echterdingen verbrannte, hat in 21 Stunden 650 Kilometer zurückgelegt. Der halbstarre Motorballon des Majors Groß hat, wie der unstarre des Majors von Parseval, schon rund 380 Kilometer ohne Unterbrechung in der Luft zurückgelegt. Selbst der nicht von Gas getragene Drachenflieger des Mr. Wright hat mit zwei Personen an Bord rund 90 Kilometer in anderthalb Stunden durchflogen.

Wie Caesar und Wilhelm der Eroberer, so würden auch die Motorluftfahrzeuge gut thun, auf den günstigen Wind zu warten; aber nach alter Erfahrung giebt es fast in jedem Monat mindestens einmal günstigen Südwind, der das Motorluftfahrzeug schnell, vielleicht in weniger als einer halben Stunde, von Calais nach Dover trägt. Caesar, Wilhelm und Napoleon haben Jahre darauf verwandt, die Flotten zu bauen, die ihre Armeen über den engen Kanal tragen würden. Warum soll Deutschland nicht auch Jahre lang Zeit haben, um sich eine ausreichende Motorluftflotte herzustellen? Caesar mußte Jahre lang in Feindesland an seiner Landungsflotte zimmern. Wenn Wilhelm der Eroberer den Bau der Landungsflotte nicht in langer Arbeit mit dem größten Eifer als seine Hauptthätigkeit betrieben hätte, so wäre ihm wohl niemals geglückt, den Umschlag des Windes schnell auszunutzen und 12 000 Mann auf 1500 Segelbooten über den Kanal zu werfen.

Die nautische Fähigkeit Caesars und des Normannen war der britischen von damals überlegen. Napoleon hatte darunter zu leiden, daß die Engländer ihm zur See gewaltig überlegen waren. Die britischen Seeleute leisteten mehr als die französischen; dazu kam noch die Ueberlegenheit der Zahl. Heute

braucht man durchaus nicht anzunehmen, daß die britischen Seeleute und Kriegsschiffe leistungsfähiger sind als die deutschen. Auf dem Gebiet der Aeronautik aber sind wir ihnen überlegen. Und mit Sicherheit kann man heute schon sagen, daß die Engländer auf dem Gebiete der Motorluftschiffahrt uns niemals überflügeln werden.

In meiner Brochure „Deutschland und England“ habe ich die Möglichkeit einer solchen Landung erörtert und darauf hingewiesen, daß die Ausdehnung der Motorluftschiffahrt eine Bürgschaft für den Weltfrieden bietet. Mit Recht sagt Professor Dr. von Schulze-Gaevernitz in seiner Schrift „England und Deutschland“: „Die deutsch-englische Frage ist dann beseitigt, wenn England im Kriege gegen uns einen zu großen Einsatz wagen müßte. Jedes Panzerschiff, das die deutsche Flagge über die Wellen trägt, ist eine neue Gewähr dafür, daß das englische Volk Deutschland als eine gleichberechtigte Macht anerkennen und sich auf dem Boden friedlichen Wettbewerbs zurückhalten wird.“ In voller Uebereinstimmung mit diesen Ausführungen des freiburger Nationalökonomten halte ich es nicht für nützlich, wenn die deutschen offiziellen Blätter zu beweisen suchen, daß wir niemals in England eine Armee landen können. Frankreich und Rußland wären längst über uns hergefallen, wenn im Ausland nicht bekannt wäre, daß Millionen trefflich ausgebildeter deutscher Soldaten blutige Vergeltung üben würden. Die Betonung der eigenen Ohnmacht verstößt gegen den uralten, bewährten Satz: „Si vis pacem, para bellum!“ Keiner englischen Dreadnought könnte es angenehm sein, wenn sie im Kanal von den heute in Deutschland vorhandenen sechs Motorluftschiffen verfolgt würde. Wenn diese sechs Motorballons provisorische Ballonhallen in Calais vorfinden, so können sie die Strecke von Calais nach Dover zu einer für Kriegsschiffe sehr unbequemen Passage machen.

Reg.-Rath Rudolf Martin.

Wenn mir möglich gewesen wäre, von Egypten mit einer starken Truppe nach Indien zu gehen, hätte ich die Engländer herausgejagt. Der Orient wartet nur auf einen Mann. Wer Egypten hat, ist Herr des Indereiches. Die Russen werden es erobern: sie sind auf dem Weg zur Erdherrschaft. Die Engländer sind Esel; an ihrer Stelle hätte ich mir in den neuen Verträgen das Vorrecht ausbedungen, in den chinesischen und indischen Gewässern allein Schiffahrt und Handel treiben zu dürfen. Batavia den Holländern, die Insel Bourbon den Franzosen lassen: lächerlich! Auch den Amerikanern müßte das Chinesische Meer gesperrt sein. Eine läckenlose Küstenblockade würde sie zwingen, jeden Wunsch Englands zu erfüllen; sie sind Kaufleute, nichts weiter, und finden ihren Ruhm nur in der Geldhäufung. Eine dreijährige Blockade würden sie nicht aushalten. Seit es kein Frankreich mehr giebt, kann England der Welt Gehege aufzwingen: wenn es seine Truppen vom Kontinent zurückzieht und sich auf seine Seemacht beschränkt, kann es thun, was ihm beliebt, so lange es in Indien vor den Russen Ruhe hat. (Napoleon.)

## Lagarde als Syriker.

Ludwig Gurlitt hat in seiner lebhaften Art erzählt, wie spurlos im Grunde der Tod Pauls de Lagarde an der Öffentlichkeit vorbeiging. Der von allen Autoritäten seiner Zeit bekämpfte, ja, verohmte Mann hat so wenig Anerkennung seines Wirkens und seiner allgemeinen Schriften außerhalb seines wissenschaftlichen Spezialgebietes gefunden, daß nur siebenzehn deutsche Blätter seiner gedachten Und Gurlitt selbst hatte damals nicht den Muth, unter einen Nachruf seinen Namen zu setzen. Er hatte diese Unterlassung inzwischen längst gutgemacht und auch er ist, wie ich vermute, zu Lagarde erst so recht zurückgeführt worden durch den Rembrandtdeutschen, dessen Werk nach vielen Richtungen hin lebendige Anregung verstreut hat. Die „Deutschen Schriften“ Pauls de Lagarde gaben ja schon einen Theil der Forderungen, die dann später der Rembrandtdeutsche und nach ihm so viel Andere aufgestellt haben; und Lagarde selbst konnte noch bei der Sammlung seiner „Deutschen Schriften“ mit einiger Genugthuung darauf hinweisen, daß Vieles, was er einst als Vorläufer ausgesprochen hatte, inzwischen alltäglich geworden sei. Wenn er freilich wünschte, daß sein Buch durch die erkannte Gemeingiltigkeit seiner „Schriftlichkeiten“ bald durch und durch langweilig erscheinen möge, so hat er gründlich geirrt: die „Deutschen Schriften“ sind heute so wenig langweilig wie je und selbst da, wo Lagarde auf Abwegen war oder wo man mit diesem ganz persönlichen Denker persönlich nicht einverstanden ist, bleibt er einer der interessantesten, gebildetsten, geistvollsten und echtsten Schriftsteller, die Deutschland jemals gehabt hat. Ohne die lodernde Beredsamkeit Treitschkes und ohne dessen klaren Blick für die politische Kleinarbeit des Tages neben der Richtung aufs Große erinnert Lagarde doch sehr stark an diesen nationalen Meister, theilt mit ihm die starke vaterländische Leidenschaft und die Betrachtung des Parteiwesens. Nur gelingt's ihm freilich selten, eine einzelne Gestalt so im Ganzen und Großen zu sehen, wie Treitschke es vermochte.

Lagarde's Gedichte stehen durchaus organisch innerhalb seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Oder wollte man die lyrische Ader dieses Mannes bezweifeln, wenn man mitten in seinem Aufsatz über die Lage des Deutschen Reiches Sätze liest wie diese: „Ich bin nachts am Meer durch die Dünen gewandert: im Sand knirschte und fraß die harte, kurze, ebende Fluth: der Seewind schlief im Ried, aus dem der Schrei des aufgeschreckten Seevogels emporfuhr, um sofort jäh in dem weiten Schweigen zu versinken: ich habe im gluthhellen Mittaglicht felsigtes Hochgebirge durchstreift, wo Pans Schlaf die Seele so ängstigte, daß unwillkürlich der Mund liebe Namen rief, um ihr das Gefühl der Verlassenheit zu nehmen: aber was ist solche Einsamkeit des

Ozeans und der Alpen gegen die Einsamkeit, die jetzt mitten im Gewühl der Menge Alle umfängt, welche, Söhne alter, versinkender Zeit, Bürger einer künftigen Welt, mühsäligen Trittes und schweigenden Mundes, zu besserer Arbeit ungeschickt und unberufen, Aehren und Aehchen lesen zum Gebrauch für Gottes Kinder im Winter Schnee, zur Aussaat für den — ach, so fernem — neuen Tag, der sich ja freilich mit seinen breiten, goldenen Bogen prächtig Bahn brechen, den aber des jetzt tündelnden und sich anlügenden Geschlechts nicht Einer erblicken wird.“ Das ist die Sprache eines dichterisch empfindenden Menschen; auch Zagardes große wissenschaftliche Pläne verrathen in ihrem weitsichtigen Aufbau im Grunde immer wieder die Phantasiekrast einer künstlerisch gestimmten Seele. Verse hat er zweimal veröffentlicht, je einen Band 1885 und 1887. Seine Witwe hat dann beide Hefte zusammen nochmals herausgegeben und wir überblicken in einem schmalen Band (erschieden bei Vueder Horstmann in Göttingen) die lyrische Geste Zagardes, die von 1846 bis 1888 hereingebracht wurde.

Um mich klingt mit tiefem Träumen  
Einsamkeit, Dein holdes Weh.

Man wundert sich nicht, diese Verse am Beginn des Buches zu finden. Und dieser Grundton bleibt, bleibt in den armenischen Volksliedern, die der Sprachkundige in deutsche Verse brachte, bleibt auch in einer Vision wie der des Vaterlandes: da geht der Pfad bergan, Schritt vor Schritt, der Wanderer klimmt mit wunden Fuße aufwärts, bis er von der höchsten Klippe Rand das Reich erblickt, „in dem die Sehnsucht schweigt, das wahre ewige Vaterland“. Das Bewußtsein der unlösbaren inneren Verbundenheit des eignen Ichs mit der ganzen Welt und ihren Geheimnissen tritt dabei immer wieder hervor. So, wenn mit den Tönen einer Symphonie der Zweifel, die Schwäche des einzelnen Menschen zaghaft emporquellen:

Und aber, wie die Töne mächtiger schwellen,  
Ergreift mich jäh ein schwindelndes Verzagen,  
Wer kann in jenen dunkeln Glanz sich wagen,  
Aus dem so urweltgroß die Klänge quellen?

Da heißt es plötzlich: Traue doch den Bogen:  
Was einmal ist, geht nimmermehr verloren.  
Denn eh die Tiefen unter Dir gegründet,  
Eh oben sich gewölbt des Himmels Bogen,  
War Deines Ichs Gedanke schon geboren  
Und Deine Rettung Engeln schon verkündet.

Die Würde des Menschenthums predigt Zagarde immer wieder, des Menschenthums, das mit mehr als „Hauch und Luft und Licht benedict ist“, das des

inneren Seins Nothwendigkeit zu fühlen fähig ist und bereit sein soll. Liebe und Haß flammen gleichermaßen auf.

Was ich liebe, versteh ich gut:

Was ich haße, Das giebt mir Muth.

Und Lagardes ganze sittliche Energie drückt sich in einem Stammbuchblatt aus, das er einem goethischen Gedicht angehängt hat. Da sagt Goethe:

Wenn Du Dich selber machst zum Knecht,  
Bedauert Dich Niemand, gehst Dir schlecht;  
Machst Du Dich aber selbst zum Herrn,  
Die Leute sehn es auch nicht gern;  
Und bleibst Du endlich, wie Du bist,  
So sagen sie, daß nichts an Dir ist.

Dazu Lagarde:

Doch einen Ausweg giebt es noch:  
Was in Dir schlecht, Das zwing ins Joch,  
Was in Dir gut, setz auf den Thron,  
Sei Herr und Knecht in einer Person.  
Je stärker der Fürst, desto größer sein Reich,  
Du wächst und bleibst immer Dir selber gleich.

Manchmal blüht Lagardes messerscharfe Ironie gegen den Formalismus der Schule, an den zu seiner Zeit noch kaum Jemand rührte, auf und er erfreut sich einer unverdorbenen deutschen Natur, der die Heidenische des Lernbetriebes nichts anhaben konnte.

Klotilde, auf fünf Pfennig Wissen eitel,  
Von Rothbart, Sophokles und andern Hosen,  
Zu jeder Zeit bereit, korrekt zu lesen,  
Diminutivend, der Bemehmige Meitel.

Der Randibat mit dem Johannischittel,  
Die Omelette aux confitures in Hosen —  
Das spricht in Phrasen, steht, geht, sitzt in Posen,  
Des Himmels Fülle schwayt es schal und eitel:

Dies Ungeziefer wurde Dir erspart,  
Du süßes Kind, Du bist nach deutscher Art.

Und er läßt sich dann selbst die gehähten Verfasser der alten Schulregulative wie Stiehl und Schulze nicht entgehen, die in den Zeitworten „zerstiehl“ und „zerschulzt“ bei ihm ein nicht gerade beneidenswerthes Dasein nach dem Tode führen. Aber solche mehr oder minder bittere Scherze und Beobachtungen geben Lagardes Versen nicht den vorherrschenden Charakter; der liegt vielmehr in der immer erneuten Auseinanderlegung zwischen Mensch und Gott, zwischen

dem Einzelnen und dem Ganzen, einer Auseinandersetzung, die ihm besonders am ewig strömenden und ewig wieder ruhenden Meer immer wieder das Herz heiß macht.

Wollt ich geboren sein? Ich wurde nicht gefragt.

Und dennoch beim Rückblick:

Und hättest Du verheißen, was jetzt mein ist,  
 Zu glauben so viel Glück, Das hätt' ich nie gewagt.

Zwischen Anfang und letzter Erkenntniß aber liegen viele Kämpfe, herbe Erfahrungen, von denen die Wunden des reif gewordenen Mannes Zeugen sind.

Laß ich die Kindheit hell am Anfang stehn  
 Und denke nach, was ich, als Jüngling erst  
 Und dann als Mann, erfahren, guter Gott,  
 Nicht viele Deiner Kinder traf ich an.

Um so lebhafter dann der Jubel über den einen Menschen, den er sich gewann:

Du weißt, daß nur in einem reichen Du  
 Zerlegend ich gewinnen mag die Ruh.

In heller Beglückung entzündet Lagarde dann die Flamme, an der er sein Leben wärmt, und in diesen vollen Ton einer schließlich doch in ihrem Eigen befriedeten Seele klingt Lagardes Lyrik aus. Der immer wieder mit sich und seinem Volk streitet, Der sich nie auf das Ruhebett rasch gesättigter Zufriedenheit gelegt hat, schweigt in dem Bewußtsein, viele Fehler gehabt, aber doch einen guten Kampf gekämpft zu haben. Und wenn er einmal dem Menschen, wie er ihn wollte, diese Aufgabe auflegte:

Es glänz' auf Dir ein Widerschein  
 Des Landes, aus dem Du verbannt,  
 Des Hauses, das nach Erdespein  
 Sein Dach um Deine Ruhe spannt,

so müssen wir gestehen, daß dieser Widerschein auf Lagardes Schaffen und seiner Persönlichkeit ruht. Als Lyriker war er gewiß keiner unserer Großen, aber doch auch mehr als ein Gelehrter, dem gelegentlich ein Vers gelingt. Eine künstlerisch empfindende Persönlichkeit, steht er auch da wieder neben Heinrich von Treitschke, dessen Verse auch keine Meisterstrophen sind, in denen aber eben so wie in denen Lagardes der volle Klang eines groß empfundenen Menschenlebens weht und hallt. Wenn Ludwig Gurlitt in seinem Bekenntniß zu Lagarde sagt: „Nichts von Lagarde ist unbedeutend“, so gilt Das auch von den Gedichten dieses deutschen Mannes.

Hamburg.

Heinrich Spiro.



## Eberbach.

Vor der moabiter Gerichtsschranke stand der ehemalige Direktor der Berliner Hotelgesellschaft (Kaiserhof), Fritz Eberbach, als der Untreue und Bilanzverschleierung Angeeschuldigter. Von der Anklage der Bilanzverschleierung wurde er freigesprochen; über die anderen Anklagepunkte soll das Ermittlungsverfahren fortgesetzt werden. Zur Psychologie des Gründers liefert der Fall Eberbach interessantes Material; auch zur Naturgeschichte der Kritik. Als im Jahr 1907 das fähne Trußgebäude Adolfs E. Eberbach, des stärkeren der beiden Brüder, zusammenstürzte, hörte man nur eine Stimme der Entrüstung. Der „Millionenschwindler“ wurde erbarmungslos gegeißelt. Im Schwurgerichtssaal aber wurde durch Zeugen eid festgestellt, daß Adolf Eberbach einen „außerordentlich guten“ Ruf als „herorragendes Finanzgenie, als Charakter und als Unternehmer“ hatte. Der Gegensatz zwischen der Oeffentlichen Meinung im Pleinair und den Zeugenaussagen im abgedunkelten Milieu des Gerichtssaales wirkt beinahe erheiternd. Die Wandlung erklärt sich aus dem instinktiven Widerstand gegen den Staatsanwalt. Von dieser Abneigung ist jeder Normalmensch erfüllt; und die Antipathie wird sichtbar, sobald es sich darum handelt, einen Mitmenschen den Klauen des öffentlichen Anklägers zu entreißen. Das ist, so zu sagen, Ehrensache. Auch die Kritik will vom Staatsanwalt in ihrer Auffassung nicht unterstützt werden; zumal, wenn es sich um Fragen handelt, von denen das Gericht nicht viel versteht. Aktienwesen und Bilanzkritik: Das sind dunkle Gebiete für den deutschen Normalrichter. Wozu hätte man sonst nöthig, ein Aufgebot von Sachverständigen zu befehlen, um sich über die Kriterien der Bilanzverschleierung belehren zu lassen? Dem Angeklagten Fritz Eberbach wurde von vier Sachverständigen attestirt, daß er die Bilanz der Berliner Hotelgesellschaft nicht verschleiert habe. Daß eine „gegen alle kaufmännischen Grundsätze und Gesetzmäßigkeiten“ vorgenommene Buchung des Barbestandes unter den Debitoren die Absicht der Bilanzverschleierung nicht beweise. Nur einer der Sachverständigen, der Bücherrevisor Hase, erklärte die Bilanz für falsch und verschleiert. Die Objektivität dieses Zeugen, der von Eberbachs Gegnern vorgeschlagen worden war, wurde angezweifelt und bestritten. Eine Prinzipienfrage taucht auf: Warum soll ein Sachverständiger, den die Gegenpartei benannt hat, weniger glaubwürdig sein als ein von der Partei des Angeklagten vorgeladener? Doch schließlich hat die Welt nicht zunächst danach zu fragen, ob die beiden Eberbach Straßbares gethan haben. Vitaval oder Blagau: an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen. Und diese Früchte (Das ist auch ohne Sachverständige zu erweisen) waren recht theure. Der Verwalter des Konkurses Adolf Eberbach erzählte, daß insgesammt 23 Millionen Mark angemeldet worden seien. Davon müßten 5 bis 6 Millionen anerkannt werden. Die Admiralsgartenbad-Gesellschaft ist mit einem Herrn Eberbach gewährten Darlehen von 1½ Millionen Mark vertreten. Bei Eröffnung des Konkurses war ein Barbestand von neun Mark und einigen Pfennigen vorhanden. Man sieht, daß Adolf Eberbach den ihm bereitwillig gewährten Kredit gut zu verwerten wußte.

Der Zauber, den die beiden Unternehmer auf die sonst so nächstern Berliner Finanzleute übten, ging wohl zum Theil von der vornehmen Herkunft der Eberbachs aus. Vornehm im Sinn der an der Wasserfront geltenden Standesunterschiede. Sie gehörten zum Bremer Patriziat. Die Besitzer von Hillmanns Hotel

in Bremen waren angesehenere Leute. Das genügte aber weder Fritz noch Adolf. Sie begeisterten sich an allerlei Trutzplänen. Die Ozeanriesen, die in Bremerhaven vor Anker gingen, brachten ganze Ladungen amerikanischer Ideen nach der alten Hansestadt an der Weser; und im Hien der Brüder Eberbach fanden sie fruchtbaren Boden. Adolf stand als Zweiundzwanzigjähriger an der Spitze der Maschinenfabrik und Schiffbauanstalt J. Freerichs & Co. in Osterholz bei Bremen. Von dort rief ihn die Militärpflicht nach Berlin. Das war der Anfang vom Ende seiner Laufbahn. Er wurde nun Spekulant und Finanzmann. Das erforderliche Relief verlieh ihm eine ungemein glückliche Transaktion mit den Aktien eines spanischen Kupferbergwerks. Da blieb ein Gewinn von einer Million; und dieses eine Geschäft machte Adolf Eberbach in den Augen mancher berliner Bankmänner sofort zum „Finanzgenie“. Er bekam unbeschränkten Kredit und konnte nun an ein großes Hoteltrutzunternehmen denken. Die Hafenskulpte sollten in direkte Verbindung mit berliner Hotels gebracht werden. Austausch der Passagiere. Vereinigung des Admiralsgartenbades mit den Hotels „Monopol“, „Terminus“, „Savoy“ und „Belvedere“ zu einem ausgedehnten Hotelgrundstück; und in den großen Concern sollten auch die der Berliner Hotelgesellschaft gehörigen Häuser (Kaiserhof, Continental und Kurhaus Heringsdorf) aufgenommen werden. Die verschiedenartigen Schiebungen, die das Vorbereitungsstadium brachte, sind bekannt. Nutzen davon hatte nur Herr Eberbach, der von den ihm vorgestreckten Summen herrlich und in Freuden lebte. Die Kommerz- und Diskontobank gab 1 Million, die Berliner Hotelgesellschaft 350 000 Mark, das Admiralsgartenbad 1½ Millionen. Fritz Eberbach wurde im Juni 1906 zum Generaldirektor des Kaiserhofs gewählt, nachdem er vorher, gemeinsam mit seinem Bruder, den Plan entworfen hatte, dieses Hotel zu modernisieren und in den Mittelpunkt des neuen Trutzes zu stellen. Die Kaiserhofgesellschaft übernahm Hillmanns Hotel in Bremen. Schließlich wurde der Bau des Hotels „Atlantic“ in Hamburg begonnen, das in diesen Tagen eröffnet werden soll. Glück und Ende der Gebrüder Eberbach liegen nah bei einander. Sie haben ihre Jugend mit großen Plänen ausgefüllt und treten ins Mannesalter mit einer Last von Erfahrungen, die den Hügelschlag ihrer Phantasie erheblich verlangsamten wird. Und am letzten Ende darf man die Eberbachs als Opfer Berlins bezeichnen. Da liegt das Geld auf der Straße; und der Kredit hängt sich nicht an soliden Fleiß, sondern an prahlerisches Unternehmertum. Wer dazu noch mit eigenem Automobil und eleganten Weibern aufwarten kann, ist first class. Die Außenseite genügt. Die Nerven müssen unter allen Umständen gelähmt werden; und der Gedanke an das Risiko wird unter die Schwelle des Bewusstseins verbannt. Wie ließe sich sonst der gefährliche Einfluß erklären, den ein noch ziemlich junger Herr auf gereifte Finanzleute übte? Sie gaben ihm ja fremdes Geld. Eine Aktiengesellschaft arbeitet mit den Einlagen ihrer Aktionäre. Die vorhandenen Mittel gehören nicht dem Direktor und nicht dem Aufsichtsrath, sondern den Aktionären. Wohl darf die Verwaltung selbständig disponiren; aber sie ist dabei zu größerer Vorsicht verpflichtet als der Privatmann, der sein eigenes Geld riskirt. Die Aktionäre der Kommerz- und Diskontobank haben die Kosten des Verkehrs ihrer Direktoren mit Adolf Eberbach zu tragen gehabt. Und das Institut wird sich nicht so bald von den Nachwehen dieses Verlustes erholen. Das fremde Kapital war nicht mehr zu retten; deshalb galt's, wenigstens den Verdacht zu befeitigen, man habe sich arglistiger Täuschung verkauft. Das Urtheil, das Fritz Eber-

bach von der Anklage der Bilanzverschleierung freispricht, und die Gutachten haben dem Prestige der Kommerz- und Diskontobank genügt. Der Vorwurf leichtsinniger Kreditgewährung, der dem Institut damals gemacht wurde, ist immerhin jetzt eingestrichet.

Das richterliche Urtheil ist sakrosankt. Trotzdem bleibt die Frage offen, ob die inkriminirte Art der Buchung des Barbestandes nur als Unfug und nicht als Schlimmeres zu bezeichnen ist. In der Bilanz der Berliner Hotelgesellschaft vom Dezember 1906 steht auf der Aktivseite ein Posten „Debitoren und Kasse“ von 505 000 Mark. Die Anklage nahm an, daß diese Buchung nur erfolgt sei, um den Posten eines „buchmäßig vorgetäuschten Barbestandes von 350 000 Mark der Nachprüfung zu entziehen“. Festgestellt wurde, daß diese Art der Bilanzirung allen buchtechnischen und geschäftlichen Grundsätzen widerspreche. Die Angeklagten konnten nicht angeben, aus welchen Gründen sie sich zu einer so normwidrigen Handlung entschlossen haben. Mit der auch von den Sachverständigen zugegebenen Thatsache, daß die Aufnahme des baren Geldes unter die Debitoren nicht zu billigen sei, läßt sich die naive Erklärung, man wisse nicht, warum der ungewöhnliche Modus gewählt wurde, nicht in Einklang bringen. Zum Vergnügen versteht man doch seine Kassenbestände nicht in einem Posten, der bei der Liquiditätsberechnung nicht mit herangezogen zu werden pflegt. Debitoren sind keine flüssigen Mittel; und es kam bei der Kaiserhofgesellschaft sehr darauf an, die Höhe der greifbaren Aktiven zu erfahren. Der Barbestand war ja der einzige Vermögenstheil, über den man wirklich verfügen konnte. Der Prozeß hat also keine Aufklärung über die Motive des sonderbaren Bilanzkunststückes gebracht und der Etymologie bleibt die Aufgabe, festzustellen, wie man ein Verfahren nennt, das offenbar dazu dient, Unklarheit zu schaffen. Wenn Jemand einen Schleier über Etwas breitet, um es zu verdecken, so ist Das doch wohl eine Verschleierung. Und so läuft die Beurtheilung der Buchung im Eberbachprozeß schließlich auf ein Spiel mit Worten hinaus. Der Kern der Frage wird davon nicht berührt. Man hat gegen die Anklage eingewendet, eine Inkorrektheit könne schon deshalb nicht vorliegen, weil jeder Aktionär ja über die Höhe des Barbestandes Aufschluß verlangen konnte. Sehr richtig. Warum ließ man aber auf ein solches Frage- und Antwortspiel ankommen? Doch nicht etwa in der Hoffnung, bei der bekannten Inbolenz der Besucher von Generalversammlungen werde sich kein Neugieriger zum Wort melden? Die Freisprechung ist erfolgt, weil das Handelsgesetzbuch nicht die Möglichkeit bietet, dem Unfug so kunstvoll konstruirter Buchungen zu steuern. Mit anderen Worten: Das Gesetz erblickt in der Zusammenfassung von Debitoren und Barbestand keine Verschleierung. So hörten wir. Wie siehts nun damit? Das Handelsgesetzbuch verlangt „Bilanzklarheit“. Der Grundsatz der „Bilanzwahrheit“ ist durchbrochen durch die Vorschriften, Werthpapiere und Waaren, unter gewissen Voraussetzungen, zu einem niedrigeren Werth, als sie ihn am Tag des Bilanzabschlusses haben, einzusetzen. Aber hier soll die Unwahrheit dazu dienen, für die Solidität der Bilanz Gewähr zu leisten. Deshalb hatte man dem verschwundenen Dogma von der „Bilanzwahrheit“ keine Thräne nachzuweinen. An der Bilanzklarheit aber ist unter allen Umständen festzuhalten. Das Gesetzbuch geht bei seinen Vorschriften für die Aufstellung der Bilanz nur da ins Detail, wo die wichtigsten Posten der Aktiv- und Passivseite in Frage kommen. Für die Aktiengesellschaften gilt der Paragraph 261, der auf den Bestimmungen der Paragraphen 39 und 40 beruht. Der erste Absatz des Paragraphen 39 lautet: „Jeder Kaufmann hat bei

dem Beginn seines Handelsgewerbes seine Grundstücke, Forderungen und Schulden, den Betrag seines baren Geldes und seine sonstigen Vermögensgegenstände genau zu verzeichnen und einen das Verhältniß des Vermögens und der Schulden darstellenden Abschluß zu machen. Er hat dann für den Schluß eines jeden Geschäftsjahres eine solche Bilanz aufzustellen.“ Hier wird also ausdrücklich gefordert, daß der Betrag des baren Geldes gesondert bleiben muß. Natürlich hat die Interpretation das letzte Wort und die Ausleger des Gesetzes können erklären, daß der Paraph 39 die Aktiengesellschaften nicht angeht. Auch dann aber könnte man den Verstoß gegen die elementarsten Vorschriften der Bilanztechnik und das Fehlen genügender Vergleichsfälle als starkes Argument gegen die eigenartigen Bilanzkünster ins Feld führen. Debitoren sind Außenstände. Forderungen der Gesellschaft. Nicht an sich selbst, sondern an Andere. Wenn man also, wie es, zum Beispiel, früher die Diskontogesellschaft that, unter die Debitoren auch die Guthaben bei Banken bucht, so ist Das zwar nicht sehr schön, aber erträglich. Denn hier handelt es sich um eine wirkliche Forderung. Die Banken sind der Diskontogesellschaft einen bestimmten Betrag schuldig. Obwohl diese Art der Buchung technisch möglich ist, hat die Kritik sie doch Jahr vor Jahr getabelt und erreicht, daß die Bankguthaben von den anderen Debitoren getrennt wurden. Homogene Bestandtheile des Vermögens kann man zusammenfassen; ein Zusammenwerfen von heterogenen Posten darf nicht gebuldet werden. Der Vorkbestand ist eine Forderung, welche die Gesellschaft an sich selbst hat. Die gehört natürlich nicht unter die Debitoren; eben so wenig wie Kasse und Bankguthaben in einem Posten erscheinen dürfen, obwohl sich hier viel eher eine Vereinerung denken läßt als gerade bei den Debitoren. Eine Gesellschaft, die über einen ausreichenden Kassenbestand verfügt, wird auch nicht so thöricht sein, dieses Aktivum den Außenständen anzuhängen. Selbst wenn sie Grund hätte, die Höhe der Debitoren im Dunkel zu lassen.

Da das Handelsgesetzbuch sich darauf beschränkt, allgemein gehaltene Strafbestimmungen gegen Verwaltungorgane, die dolos den Interessen der Aktionäre zuwiderhandeln, zu geben, so hat das Gericht von Fall zu Fall zu entscheiden, welche Handlungen unter den Strafparagrafen fallen. Könnten die Richter sich im Labyrinth der Bilanzen allein zurechtfinden, ohne auf die Gutachten Sachverständiger angewiesen zu sein, so wären die Grenzen der erlaubten Modalitäten bei der Aufstellung des Vermögens wohl enger gezogen. Auch „Genies“, wie die Herren Eberbach, dürfen sich nicht über die Pflichtmoral des Hauptbuches hinwegsetzen. Sonst könnte der Richter sich lieber gleich auf den Standpunkt des von Bedekind geschilderten Unternehmers stellen, der so hübsch sagt: „Sünde ist eine mythologische Bezeichnung für schlechte Geschäfte.“ Und richtig ist ja, daß die Konjunktur auch Eberbach über Wasser halten konnte. Doch jeder Unternehmer, der die Grundregeln von Soll und Haben außer Acht läßt, erleidet schließlich Schiffbruch. Thöricht ist die Behauptung, die wirtschaftliche Entwicklung sei aus dem engen Rahmen der „Gränkrambilanz“ hinausgewachsen. Leute, die mit dem großen Einmaleins nicht Bescheid wissen, sich aber trotzdem für „geborene Gründer“ halten, produziren nur Scheinwerthe, die sich vor einem einfachen Subtraktionsexempel in nichts auflösen. So haben die Brüder Eberbach schließlich nichts hinterlassen als einen verderblichen Spaltpilz, der sich im Körper des berliner Hotelgewerbes eingenistet und eine bedenkliche Gährung bewirkt hat. Prunkvolle Riesenkasernen sind gebaut worden; das Wichtigste aber, ob sie rentabel sind, muß erst bemessen werden. Ladon.

Bestellungen  
auf die

## Einbanddecke

zum 66. Bande der „Zukunft“

(Nr. 14—26. II. Quartal des XVII. Jahrgangs),

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Preisangabe etc. zum  
 Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt  
 vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a  
 entgegengenommen.

**Ehe-**schliessungen England  
 rechtsgültige, in  
 Prosp. Nr. 1; verschlossen 50 Pf  
 Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 9/11.

Dr. Ziegelroth

früher Zehlendorf.

Krummhübel

Riesengebirge

Sanatorium

und Erholungsheim.

Cabinet-Comet  
**Graeger-**  
**Sect**  
 Gold & Silber  
 Zu beziehen durch  
 die Weinhandlungen  
**Carl Graeger**  
 Sect-Kellerei  
 Hochheim a. M.

## Nationalbank für Deutschland.

Aktiva.

Bilanz per 31. Dezember 1908.

Passiva.

Kasse	9 181 329 18
Sorten und Coupons	2 680 751 70
Guthaben b. Banken u. Bankiers	10 418 050 04
Wechsel	53 800 743 10
Reports und Lombards	54 088 784 58
Eigene Wertpapiere	21 171 003 75
Konsortial-Beteiligungen	33 291 210 30
Debitoren in laufender Rechnung	
gedeckte M. 120176175,62	
ungedekkte „ 19871100 „	139 946 175 62
ausserdem Bürgschaftsdebitoren M. 9 289 476,90	
Mobilien	100 —
Bankgebäude	
Behrenstr. 68/69	
M. 5 600 000.—	
Hypotheken	
rückzahlb. 1. Juli 1909	
M. 2 150 000.—	3 450 000 —
	334 118 706,62

Aktien-Kapital	80 000 000 —
Gesetzlicher Reserve-Fonds	11 220 000 —
Reserve-Fonds II	1 600 000 —
Beamten-Pensions- und Unterstützungs-Fonds	1 086 111 —
Unerhobene Dividenden	11 411 —
Accepte und Schecks ausserdem Bürgschaften M. 9 289 476,90	50 986 500 27
Kreditoren in laufender Rechnung	145 504 853 62
Depositen-Gelder	36 853 001 74
Gewinn	6 851 798 02
	334 118 706,62

## Debit. Gewinn- und Verlust-Konto per 31. Dezember 1908.

Kredit.

Verwaltungskosten einschliessl. Porti, Depeschen und Stempel	2 575 188 63
Steuern	484 146 29
Abschreibg. a. Konto-Korrent-Kto.	210 560 73
„ „ Mobilien	12 461 57
„ „ Bankgebäude	
Behrenstr. 68/69	78 055 63
Gewinn-Saldo	6 853 783 02
	10 194 195 87

Gewinn-Vortrag von 1907	203 054 74
Gewinn aus Wechsel-Konto	2 801 706 41
„ „ Zinsen-Konto	3 521 321 28
„ „ Provisions-Konto	3 082 973 53
„ „ Effekten- und Konsortial-Konto	515 600 48
„ „ Sorten- u. Coupons-Konto	69 639 13
	10 194 195 87

Berlin, den 31. Dezember 1908.

Direktion der Nationalbank für Deutschland.

Stern. Wittig. Schiff.

# Wohnungseinrichtungen.

## Künstlerischer Beirat.

Man kann für wenig Geld eine geschmacklose Clichée-Einrichtung, man kann dafür aber auch eine geschmackvolle, individuelle Einrichtung haben. Der gebildete Mittelstand begnügt sich vielfach noch der Billigkeit halber mit Monstrositäten und gibt für sie oder für Besseres aus Mangel an Sachkenntnis unvernünftig viel Geld aus. Das wäre nicht nötig. Erfahrener Rat und gebildeter Geschmack können ihm für wenig Geld etwas nach Form und Material Schönes und Angenehmes verschaffen. Man wende sich, zunächst schriftlich oder telefonisch, an

**Johannes W. Harnisch, NW. 87, Tille Wardenbergstr. 11**  
Telephon Amt 2, 7893.

# Berliner Handels-Gesellschaft.

## Bilanz vom 31. Dezember 1908.

Soll.		M.	P.
Kassa-Konto .....		34 010 930	06
Effekten-Konto .....		25 371 050	75
Effekten-Report-Konto .....			
Reports und Lombardvorschüsse auf Effekten .....		53 398 126	55
Wechsel-Konto .....		10 200 000	75
Grundstücks-Konto .....		1 833 645	65
Bankgebäude .....		5 000 000	—
Konsortial-Konto .....		44 596 459	95
Kontokorrent-Konto .....			
Debitoren .....		102 282 300	65
Pensions-Kasse der Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft .....			
Effekten-Bestände .....		2 558 278	15
Stiftungen für die Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft .....			
Effekten-Bestände .....		212 405	—
		<b>441 444 327</b>	<b>51</b>
Haben.		M.	P.
Kommandit-Kapital-Konto .....		110 000 000	—
Reservefonds .....		34 500 100	—
Traffen-Konto .....		76 176 222	95
Kontokorrent-Konto .....			
Kreditoren .....		206 291 455	75
Gewinnanteil-Konto .....			
Rückständige Gewinnanteile .....		3 061	65
Pensions-Kasse der Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft .....			
Vermögensstand .....		2 588 504	75
Stiftungen für die Angestellten der Berliner Handels-Gesellschaft .....			
Vermögensstand .....		220 611	55
Gewinn- und Verlust-Konto .....			
Reingewinn .....		11 664 502	86
		<b>441 444 315</b>	<b>51</b>

### Gewinn- und Verlust-Rechnung vom 31. Dezember 1908.

Soll.		M.	P.
Verwaltungskosten .....		1 730 450	99
Kosten der Kapitals-Erhöhung .....		595 747	55
Steuern .....		702 608	35
Reingewinn .....		11 664 502	86
		<b>14 704 315</b>	<b>75</b>
Haben.		M.	P.
Vortrag aus 1907 .....		677 759	20
Zinsen-Ertrag abzüglich der gezahlten Zinsen und Ertrag der Wechsel einschliesslich der Kurs-Differenzen auf Devisen und Sorten abzüglich der gezahlten Zinsen und des Diskonts auf den Bestand .....		8 117 140	30
Gewinn aus Konsortial- und Effekten-Geschäften .....		2 346 705	40
Provisionen .....		3 512 612	85
		<b>14 704 315</b>	<b>75</b>

**Berliner Handels-Gesellschaft.**  
Die Geschäftsinhaber.

# Passage-Kaufhaus

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a

## Frühjahrs-Neuheiten

Damen-Konfektion ☺ ☺ ☺

Damen-Hüte ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

Herren-Konfektion ☺ ☺ ☺

(Eigene Maass-Ateliers)

Herren-Hüte (Mayser-Hüte)

Handschuhe ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

Schuhwaren ☺ ☺ ☺ ☺ ☺

Herren- u. Damenschirme

u. s. w.

**Beste Qualitäten.**

**Billigste Preise.**

Zum Umzug:

Möbel- und Wohnungs-Einrichtungen  
Gardinen, Teppiche, Wirtschafts-Artikel

**MORPHIUM** Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)  
**Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.**  
 Moderates Specialsanatorium.  
 Aller Comfort. Familienleben.  
 Prosp. frei. Zwanglos. Erstwäh. v.

**ALKOHOL**

## NPG Photo-Papiere u. Films

werden von ersten Amateuren bevorzugt. — Gesamtpreisliste kostenfrei.

Die verbreitetste Marke  auf der ganzen Welt

**Das Bild.** Monatsschrift für photographische Bildkünst.  
 Jahres-Abonnement mit April beginnend Mk. 2.—, Ausland Mk. 2.60.  
 Probehefte kostenlos

Neue Photographische Gesellschaft A.-G., Steglitz 57.

## Ausflugs-Reisen nach Portugal

### Leixões (Oporto) Lissabon

(ungefähr 10 Postdampfer monatlich, aus- u. rückreisend)

veranstaltet durch die

Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft  
 und Hamburg-Amerika Linie.

Diese Gesellschaften bieten ihren Passagieren Gelegenheit zu

### herrlichen Ausflügen ins Innere Portugals

Kombinierte Eisenbahnbillets I. Klasse  
 zu bedeutend ermässigten Fahrpreisen.

Nähere Auskunft erteilen

Hamburg-Südamerikanische  
 Dampfschiffahrts-Gesellschaft

Passage-Abteilung  
 Hamburg, Holzbrücke 8.



Hamburg-Amerika Linie

Abteilung Passagierverkehr  
 Hamburg, Alsterdamm 25

No. 1



**— In Qualität erstklassig! —**  
**Im Preise unerreicht billig**

sind meine Schusswaffen. Falls Sie dies noch nicht wissen, so lassen Sie sich meinen neuesten Hauptkatalog gratis u. franko kommen; derselbe enthält reiche Auswahl in allen Arten von Jagd- u. Luxusgewehren, Schelben- u. Pärtschbüchsen in nur bewährten Systemen, Teschings, Revolvern, Pistolen, Munition etc. 5 Jahre Garantie, evtl. 10tägige Probe. **Gustav Zink, mech. Gewehrfabrik, Mehlis 182 b Suhl.**

**Wer Geld an Aktien, Kuxen, Bohrantteilen od. dergl. verloren hat**

od. zu verlieren befürchtet, wende sich zwecks Wiedererlangung od. Schutzes an das

**Institut für Finanz und Rechtshilfe**

**Berlin W., Alvenslebenstr. 12 a, Ecke Bülowstrasse**  
Amt 6, 1794. Sprechstunden 9-10<sup>1/2</sup>. 4-8.

Schnellste, diskreteste und gewissenhafteste Erledigung. Nähere Auskünfte kostenlos.

**Nervenschwäche** der Männer

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. Brztl. Gutachten gegen Mk. 0,30 für Porto unter Couvert **Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 79.**

• **Hetaera-Krema** •

(Name ges. gesch.)  
Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.

**Hetaera-Hand-Krema**

nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.  
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.



VERTEILJÄHRLICH 24.21 HEFT 14.20

EINE  
**MONATSSCHRIFT**  
HERAUSGEGEBEN VON  
**ERNST HORNEFFER**  
VERLAG DIE TAFELBERGERS

Die Zeitschrift soll den Gedankenaustausch ihrer herbeiführen, die die innere Heranbildung und Befreiung des gegenwertigen Menschen erstreben.

Das Organ erscheint in Heften von 3-4 Bogen Stärke; in jedem Quartal wird ein mustergerälliges Kunstblatt beigegeben.

Verlag Die Tafel G. m. b. H., Leipzig, Keilstr. 6.

**Schockethal** bei Cassel

Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Gr. Erfolg. Entzück. sehr geschätzt. Lage. Zeitig. Frühling, mäßig. Sommertemp. Prospekt gratis. Tel. 151 bei Cassel. **Dr. Schaumlüffel.**

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

**Apostata**

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend. 2 Bände à Mark 2.—.  
Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die Schuhkonferenz. Kollege Bismarck. Gips. Genosse Schmalfeid. Franco-Russe. Der Fall Klausner. Die beiden Leo. Der heilige Rock. Das goldene Horn. Der korsische Parvenu. Der heilige O'Shea. Nizza und Erfurt. Mahad. Die ungehaltene Rede. Eine Mark Fünzig. Trüffelpurde. Verein Oelzweig. Sommerfeld's Rächer. Su prema lex. Wie schätze ich mich ein?

Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck u. D. Lessings Doublette. Maupassant. Der Fall Apostata. Gekrönte Worte. Die romantische Schule. Menuet. She-Ma-Thsian. M. d. R. Eroica. Der ewige Barrabas. Sem. Dynamistik. Der 2<sup>te</sup> Band. Kirchenvater Sifindberg. Der Ententelch.

Jeder Band 8. 14 Bogen elegant broschiert. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

**Herbst- u. Winterkuren**  
**Im herrlichen Zackental!**

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt  
pr. Tag von 31. 10.— ab.

**„Sanatorium**  
**Zackental“**  
(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau. f. d. T.  
**Petersdorf im Riesengebirge**  
(Bahnhofstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurasthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren.

Für Erholungsuchende, Wintersport. Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nadelholzreiche Höhenlage. Seehöhe 400 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres die Administration in Berlin SW., Möckernstrasse 119.

Insertaten-Annahme für „Die Zukunft“ durch den Verlag der Zukunft Berlin, Wilhelmstrasse 3a sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditioren.



  
**Henkell Trocken**